



EIN LESEBUCH MIT TEXTEN AUS DEM KOOPERATIONSPROJEKT „BIOGRAFIEWERKSTATT ZUM THEMA FLUCHT UND MIGRATION MIT JUGENDLICHEN UND NS-ÜBERLEBENDEN“ DES BUNDESVERBANDES INFORMATION & BERATUNG FÜR NS-VERFOLGTE e.V. UND DER GESAMTSCHULE BERGHEIM.

Das Projekt erhielt den 1. Preis im Wettbewerb „Engagementpreis 2018“ des Paritätischen NRW und der Stiftung Gemeinsam Handeln.

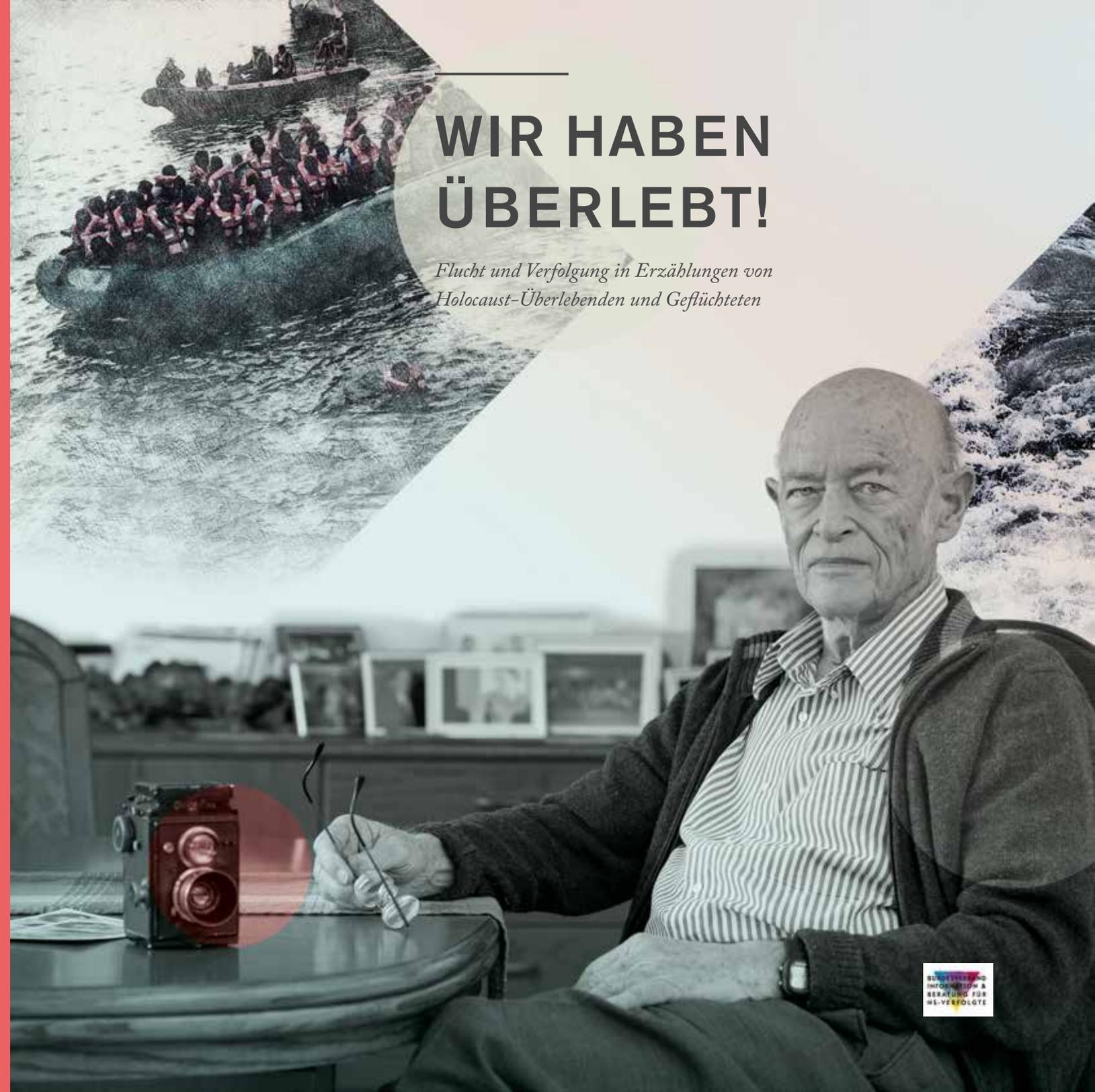
GEFÖRDERT DURCH:



Dr. Franz Stüsser-Stiftung



BIOGRAFIEWERKSTATT ZU FLUCHT UND MIGRATION MIT JUGENDLICHEN UND NS-ÜBERLEBENDEN - LESEBUCH



WIR HABEN ÜBERLEBT!

Flucht und Verfolgung in Erzählungen von Holocaust-Überlebenden und Geflüchteten



The logo consists of a downward-pointing triangle with a rainbow gradient. The colors transition from blue on the left, through purple and pink, to yellow on the right. The text is centered within the triangle.

**BUNDESVERBAND
INFORMATION &
BERATUNG FÜR
NS-VERFOLGTE**

IMPRESSUM

HerausgeberInnen:

Jost Rebentisch, Angelika Calmez,
Elisabeth Amling, Tatiana Dettmer

Bundesverband Information & Beratung für NS-Verfolgte e.V.

Genovevastraße 72
51063 Köln
Tel. +49 (0)221 17 92 94 0
Fax. +49 (0)221 17 92 94 29
E-Mail: info@nsberatung.de
www.nsberatung.de

Auflage: 500 Stück

Konzept & Redaktion: Angelika Calmez

Visuelle Gestaltung: Masha Burlakova

Umschlagfotos vorne:

Henning Granitza, Tim Lüddemann

Umschlagfoto hinten: Ralf Jesse

Druck: WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstr. 7, 71522 Backnang

Bildnachweis: Copyright so weit nicht anders

angegeben: Bundesverband Information &

Beratung für NS-Verfolgte e.V. Es fotografierten

Patricia Langfeld, Angelika Calmez und Meike Wulf.

Dieses Buch ist im Projekt „Biografiewerkstatt zum Thema Migration
und Flucht mit Jugendlichen und NS-Überlebenden“ entstanden.

Das Projekt wurde von Juni 2017 bis Juli 2018 vom Bundesverband
Information & Beratung für NS-Verfolgte e.V. in Kooperation mit der
Gesamtschule Bergheim in Quadrath-Ichendorf durchgeführt.

Das Projekt wurde gefördert durch: Aktion Mensch e.V.,
Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultureller Zentren Nordrhein-
Westfalen e.V., Dr. Franz Stüsser-Stiftung, Rosa-Luxemburg-Stiftung.



WIR HABEN ÜBERLEBT!

FLUCHT UND VERFOLGUNG IN ERZÄHLUNGEN VON
HOLOCAUST-ÜBERLEBENDEN UND GEFLÜCHTETEN

© Bundesverband Information & Beratung für NS-Verfolgte e.V.
Köln, 2018

2

3

*Ein Lesebuch aus dem Projekt Biografiewerkstatt zum Thema
Migration und Flucht mit Jugendlichen und NS-Überlebenden*

INHALTSVERZEICHNIS

■ BIOGRAFIEN VON NS-ÜBERLEBENDEN

Alla Sidorenko	14
Elena Shtrum	30
Tamar Dreifuss	42
Mariya Neiman	58
Peter Finkelgruen	76
Harry Zwi Dreifuss	94
Donya Pentetska	114

■ KREATIVES SCHREIBEN ZU EINZELNEN ASPEKTEN

Entscheidungen	26
Handeln	70
Traum einer Perspektive	88
Angst und Hoffnung	112

■ GEGENWÄRTIGE PERSPEKTIVEN AUF FLUCHT

Bombardierungen und Terror	27
Schutzlosigkeit und Verantwortung	40
Abschied und Verlust	54
Aufbegehren	74
An einem Ort Mensch sein wollen	92
Mit dem Leben davonkommen	108

Generationenbegegnungen	128
-------------------------------	-----

■ Einleitung	8
Mitwirkende	134
Hinter den Kulissen der Biografiewerkstatt ...	142
Literaturverzeichnis	144



Jost Rebentisch. Bild: Heike Fischer

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

Erich Kästner sagte 1958 in einer Rede vor dem PEN-Club:

„Die Ereignisse von 1933 bis 1945 hätten spätestens bis 1928 bekämpft werden müssen. Später war es zu spät. Man darf nicht warten, bis der Freiheitskampf Landesverrat genannt wird. Man darf nicht warten, bis aus dem Schneeball eine Lawine geworden ist. Man muss den rollenden Schneeball zertreten. Die Lawine hält keiner mehr auf. Sie ruht erst, wenn sie alles unter sich begraben hat. [...] Drohende Diktaturen lassen sich nur bekämpfen, ehe sie die Macht übernommen haben.“

Unsere Biografiewerkstatt brachte Überlebende der nationalsozialistischen Verfolgung, Menschen, die vor kurzem nach Deutschland geflüchtet sind, und Schülerinnen und Schüler mit ganz unterschiedlichen persönlichen Hintergründen zusammen. Ein Jahr lang haben sie – über Generationen, Kulturen und Religionen hinweg – gemeinsam an den Biografien von NS-Überlebenden gearbeitet. Dabei ging es auch darum, jenseits der Singularität der Shoah Parallelen zu suchen und aufzuzeigen: Flucht und Fluchtursachen, Vertreibung und Fremdsein, Traumatisierung und Gewalterfahrung.

Die Schülerinnen und Schüler haben im direkten Kontakt mit den Überlebenden und Geflüchteten unmittelbar lernen und begreifen können, dass Freiheit, Recht und Demokratie nicht selbstverständlich sind. Dass sie gefährdet sind, dass sie erkämpft und verteidigt werden müssen. Das gilt heute leider auch wieder in Deutschland: Rechtspopulisten sitzen im Deutschen Bundestag und vielen Länderparlamenten. Da gilt es wachsam zu sein, denn der Populismus von heute kann sich ganz schnell in das autoritäre Regime von morgen verwandeln. Der Schneeball rollt bereits – wir alle müssen heute dazu beitragen, dass daraus nicht wieder eine Lawine wird.

Jost Rebentisch,
Geschäftsführer des Bundesverbandes Information &
Beratung für NS-Verfolgte e.V.

EINLEITUNG

Dieses Buch wurde größtenteils von jungen Menschen geschrieben. Einige waren zu Beginn ihrer Arbeit noch nicht einmal volljährig. Doch die zwölf Schülerinnen und Schüler der Gesamtschule Bergheim haben den Mut bewiesen, sich auf die persönliche Begegnung mit Überlebenden der NS-Verfolgung und Geflüchteten einzulassen. Mit ihrer Wahl der Biografiewerkstatt als Kurs in der Jahrgangsstufe 12 haben *Kübra Akmantemiz, Michaela Elstner, Carina Gramer, Alina Grap, Rosa Kriegel, Sarah Mfuende, Aylin Özbucak, Sümeyye Sarvas, Lisa Steinhoff, Sophie Stroh, Lynn Tsui und Marlon Zimmermann* die Biografiewerkstatt in Gang gesetzt.

Während sie im Sommer 2017 noch ihre Ferien genossen, liefen beim Bundesverband Information & Beratung für NS-Verfolgte e.V. schon die Drähte heiß. Sieben Überlebende des Holocausts konnten für das Projekt gewonnen werden. Ein Projekt, in dem sie nicht nur Interviews geben, sondern auch selbst zum Mitschreiben aufgefordert und ihre Lebensgeschichten

am Ende in einem Buch und in einer szenischen Lesung dargestellt finden würden: *Tamar und Harry Dreifuss, Peter Finkelgruen, Mariya Neiman, Donya Pentetska, Elena Shtrum und Alla Sidorenko*. Die Motivation einiger von ihnen speiste sich nicht nur aus dem Verantwortungsbewusstsein als Überlebende. Sie speiste sich auch aus dem Interesse, Menschen kennenzulernen, die heute auf der Flucht sind, und sich für die Menschenwürde Geflüchteter einzusetzen. *Mohammad F., Qusai Kh. und Sowmar Kreker* haben als „aktuelle Zeitzeugen“ die Biografiewerkstatt bereichert. Für sie ist wichtig, Öffentlichkeit für die Not ihrer Landsleute in Myanmar, in Bangladesch und in Syrien zu schaffen.

Am 4. September 2017 startete die Biografiewerkstatt mit der ersten Begegnung zwischen Jugendlichen und Überlebenden. Die jüngste Teilnehmerin war damals 17, die älteste 94 Jahre alt. Die Arbeitssprachen im Projekt waren Deutsch und Russisch. Mit den Geflüchteten kamen Englisch und Bengalisch dazu.



Bild: Timo Vogt

DAS PROJEKT

Im unmittelbaren Kontakt und im kreativen „Tun“ voneinander zu lernen und Ängste abzubauen, dafür bot die Biografiewerkstatt einen Raum. Sie sollte das Lernen über die NS-Geschichte ermöglichen und die Erzählungen der Überlebenden für die Auseinandersetzung mit den Themen Flucht und Migration fruchtbar machen. Hierfür wurden journalistische Mittel wie auch kreatives Schreiben eingesetzt. Denn die Idee war, Jugendliche dabei zu unterstützen, für das Gehörte und Erlebte ihre eigene Sprache zu entwickeln und ihnen mit der szenischen Umsetzung noch ein weiteres Ausdrucksmittel anzubieten.

Die Interview- und Schreibphase dauerte bis einschließlich März 2018. Im April 2018 begannen die Proben für die Umsetzung der Texte in zwei szenischen Lesungen.

In der ersten Phase führten die Schülerinnen und Schüler in Kleingruppen Interviews mit NS-Überlebenden. Sie transkribierten die Interviews, die teilweise aus dem Russischen gedolmetscht wurden, werteten sie aus und ergänzten sie durch individuelle Recherchen zum historischen Kontext. Schließlich verarbeiteten sie ihr Material zu Biografien der Überlebenden, an denen sie in mehreren Durchgängen „feilten“. Bei allen Aufgaben wurden die Jugendlichen durch das Projektteam unterstützt. Darüber hinaus beschäftigten sich die Schülerinnen und Schüler in Diskussionen mit dem Thema Flucht und erarbeiteten Fragen für einen Expertenvortrag. In Kleingruppen, zu denen auch NS-Überlebende gehörten, führten

sie ein Gespräch mit den drei aktuell geflüchteten Projektteilnehmern.

Die erste Projektphase wurde zudem von Schreib- anregungen begleitet, bei denen das Erlebte reflektiert und einzelne Aspekte zum Thema Flucht und Migration schöpferisch verarbeitet wurden.

In der zweiten Phase erarbeiteten Jugendliche und Geflüchtete unter Anleitung eine angemessene Vortragsweise für ihre Texte. Bei den Proben arbeiteten Schülerinnen und Schüler, Überlebende und Geflüchtete zusammen. Die Aufführungen in Bergheim und Köln gestalteten alle gemeinsam. Schülerinnen aus der Musik-AG der Gesamtschule Bergheim unterstützten die Probenphase und begleiteten die beiden Aufführungen.

Durch die Kombination von journalistischen Mitteln mit verschiedenen Methoden des kreativen Ausdrucks bewegte sich die Biografiewerkstatt auf den Ebenen von Kognition und Emotion, von Wissensaneignung und affektivem Lernen. Der Paritätische NRW und die Stiftung Gemeinsam Handeln zeichneten das Projekt bei der Vergabe des Engagementpreises 2018 mit dem 1. Preis aus.

CHANCEN DES BIOGRAFISCHEN ANSATZES

Das gegenseitige Erzählen der eigenen Lebensgeschichte kann bewirken, dass Kategorien wie Religion, Nationalität oder Aufenthaltsstatus in den Hintergrund treten und das Zwischenmenschliche in den Vordergrund

10



rückt. So werden in der direkten Begegnung nicht nur Berührungängste abgebaut. Die Erzählenden selbst machen die positive Erfahrung, mit ihrer individuellen Biografie angenommen zu werden und für die Gesellschaft wichtig zu sein. Bei den Fragenstellenden, die sich auf ihre Gesprächspartner und -partnerinnen einstellen müssen, werden soziale Kompetenzen gestärkt. Auch im Hinblick auf die Vermittlung von Geschichte gestaltet sich das Lernen im unmittelbaren Kontakt mit Überlebenden in der Regel intensiver als die Lektüre eines Geschichts- oder Politikbuchs.

11

So erschien der biografische Ansatz als geeignet für ein Projekt, das Menschen unterschiedlichen Alters, unterschiedlicher Sprachen und kultureller Prägungen zusammenbringen und Geschichte lebendig vermitteln wollte. Dass viele Jugendliche die kreativen Freiräume dazu nutzten, ihrerseits intensive biografische Erfahrungen zu verarbeiten und zu teilen, streicht die Chancen des biografischen Erzählens als Instrument, um den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu stärken, noch einmal mehr heraus.



Bild: Ralf Jesse

ÜBER DIESES BUCH

Die Erzählungen der Menschen, die vor der Vernichtung durch Krieg und Verfolgung durch Nazideutschland flohen, und der Menschen, die heute auf der Flucht sind, ähneln sich unter einzelnen Aspekten auf erschreckende Weise. Obwohl der Holocaust in der Geschichte von singulärem Charakter ist, wiederholen sich heute manche gefährliche Tendenzen. Dies zeigt dieses Buch als ein Ergebnis der Biografiewerkstatt. Das Konzept dieses Buches räumt Holocaust-Überlebenden wie Geflüchteten Raum für ihre persönlichen Erlebnisse ein. Im Kern stehen die von den Jugendlichen verfassten **■** *Biografien von NS-Überlebenden*. Diese Biografiekapitel haben wir durch zusätzliche Text-Elemente ergänzt: Zitate der Überlebenden, kurze Auszüge aus den Interviews und Texte aus den kreativen Schreibsettings und Reflexionen. Grafische Symbole erleichtern die Orientierung im Buch.

Zwischen den Biografien präsentieren wir **■** *gegenwärtige Perspektiven auf Flucht* in Form von

Passagen aus den drei Interviews mit Menschen, die vor kurzer Zeit geflüchtet sind. Aus jedem Interview haben wir jeweils zwei Passagen isoliert. Sie stehen unter Aspekten, die einzelne Themen aus den Biografien von NS-Überlebenden spiegeln, ohne die Geschichten direkt zu vergleichen.

Einige dieser in thematischer Hinsicht losen Arrangements haben wir mit „Resonanztexten“ ergänzt, die beim **■** *kreativen Schreiben zu einzelnen Aspekten* von Flucht und Migration entstanden sind. Diese biografischen oder fiktiven Resonanztexte haben die Teilnehmenden im Nachhall auf die Erzählungen der Überlebenden und Geflüchteten, aber inhaltlich davon losgelöst, geschrieben.

Die Sammlung „Generationenbegegnungen“ ergänzt das Buch mit teils poetischen Momentaufnahmen. Jugendliche und NS-Überlebende haben im Anschluss an die Interviews in kurzen Texten die Stimmung aufgefangen und ihre Gedanken ausgetauscht.

Alla

Sidorenko

Von Kübra Akmantemiz

Alla Sidorenko wurde 1938 in Leningrad geboren. Sie überlebte den Holocaust und eines der schwersten Kriegsverbrechen der Deutschen an der Zivilbevölkerung in der Sowjetunion: die Leningrader Blockade. Autorin Kübra Akmantemiz schreibt unter anderem über die lebenslangen Auswirkungen der Kriegereignisse auf Alla Sidorenkos Gesundheit.

„Schließt euch unter keinen Umständen faschistischen Organisationen an, die gibt es überall. Hört und vertraut auf keine Versprechungen, die euch gemacht werden. Ihr sollt heiraten, Kinder und Beruf haben und in der eigenen Familie friedlich leben.“ So lautet der Rat von Alla Sidorenko. Sie spricht aus eigenen Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus. Sie überlebte den

menschenverachtenden Vernichtungskrieg der Deutschen gegen osteuropäische Zivilisten und sie entkam dem antisemitischen Wahnsinn, mit dem die deutschen Einheiten bei ihrem Vormarsch in die Sowjetunion Juden zusammentrieben und töteten. Sie litt Hunger, Angst und Kälte schon in ihrer frühen Kindheit.



Alla Sidorenko. Bild: Timo Vogt

IN DER LENINGRADER BLOCKADE

Alla Sidorenko wurde am 15. Oktober 1938 in Leningrad (heute Sankt Petersburg) geboren. Der Krieg erreichte die Tochter der Rabbinerfamilie Rafailow als Alla noch nicht ganz drei Jahre alt war.

Die deutsche Wehrmacht belagerte Leningrad von September 1941 an. Die Blockade der Stadt dauerte bis Januar 1944. Das Ziel der Wehrmacht war es, die gesamte Bevölkerung der Stadt zu vernichten (vgl. von Lüpke). Alla Sidorenko erzählt, dass sie 1941/1942 den härtesten Winter in der belagerten Stadt erlebte, bei Temperaturen bis zu minus 38 Grad. Ihre Mutter hat ihr viel über die Blockade erzählt. „Zuerst brannten die Badajew-Lebensmitteldepots“, berichtet die Überlebende der NS-Verfolgung.

Als der Hunger ausbrach, sammelten die Menschen dort Erdklumpen mit geschmolzenem Zucker und Mehl und lutschten sie. In Leningrad brach die Infrastruktur zusammen: Strom und Heizung gingen aus, die Kanalisation funktionierte nicht mehr. Es gab keine Medikamente. Jeder versuchte, sich selbst zu helfen. Die Menschen aßen die Tiere der Stadt: Vögel, Hunde, Mäuse, ...

*Mein Großvater war Schuster.
Er hatte Lederreste. Davon hat meine
Großmutter für uns Suppe gekocht*

Im Sommer aßen sie Gras, jedes Unkraut. Es kam zu Fällen von Kannibalismus. Wer in einer Waffenfabrik arbeitete, bekam zusätzliche Lebensmittel.



Alla im Jahr 1941, dem Jahr, in dem die Blockade Leningrads begann. Bild: privat

Allas Vater hatte sich freiwillig an die Front gemeldet. So war er nicht mit Alla und ihrer Mutter, ihrer Tante und deren Baby, sowie ihren Großeltern in der Blockade.

Für Alla und ihre Familie waren die Hungersnot und die ständigen Bombardierungen kaum aushaltbar. Diese Atmosphäre des Schreckens ist Alla Sidorenkos frühestes Kindheitserlebnis: „Ich erinnere mich an die totale Dunkelheit. Es war kalt. Wir saßen eng aneinander gedrückt im Bett. Wir hatten Angst vor den Bombardierungen und ich habe die ganze Zeit geweint.“ Damals war sie aufgrund der Lebensumstände und der schlechten Ernährung schwer krank; sie litt unter ständigen Schmerzen und einem starken Hautjucken, das sie dazu brachte, die Haut an den Händen wund zu kratzen. Bis heute hat sie die Narben und leidet unter Depressionen – den psychischen Folgen von Hunger und Schrecken.

Dass sie heute davon erzählen kann, ist nicht selbstverständlich: Schätzungsweise sind mehr als eine Million Menschen durch die Blockade Leningrads ums Leben gekommen.

Einer von ihnen ist Allas Großvater, der in Leningrad zurückblieb, um die Stadt zu verteidigen. Dabei war er schon rund 60 Jahre alt. Alla weiß heute, dass er 1942 verhungert ist. Wenn sie Sankt Petersburg besucht, besucht sie auch seine letzte Ruhestätte: ein Massengrab auf dem Piskarjowskoje-Gedenkfriedhof. Über dem Grab steht „1942“: Die vielen Verstorbenen wurden damals einfach in langen, tiefen Gräben nach ihrem Todesjahr beigesetzt.

Immer, wenn ich Sankt Petersburg besuche, gehe ich zum Piskarjowskoje-Gedenkfriedhof. Da sind tausende und abertausende Menschen begraben, die man aus der gesamten Stadt hierhin gebracht hat

Für Alla war 1942 auch das Jahr ihres Entkommens aus der Blockade. Sie und die übrigen Familienmitglieder

wurden in einem Auto über den zugefrorenen Ladogasee, die so genannte Straße des Lebens, evakuiert. Allas Tante wurde als Ärztin in einem Militärkrankenhaus im Vorgebirge des Pamir benötigt. Dies verschaffte ihnen allen das Privileg der Rettung. Alla erinnert sich daran, dass der Ladogasee zwar im Mai noch zugefroren, aber das Eis der Straße des Lebens bereits sehr dünn war. Immer wieder brachen Fahrzeuge ein.

FLUCHT VOR DEN SCHRECKEN DES KRIEGES

Auch während der anschließenden Flucht erlebte Alla Grausamstes. Nach der Überquerung des brüchigen Eises mussten die zum Teil schwer kranken Geretteten in Viehwaggons zusammengepfercht weiterfahren. Viele



Alla 1938, als Baby auf dem Arm ihres Großvaters. Bild: privat

Menschen starben unterwegs. Ihre Leichen blieben bis zum jeweils nächsten Bahnhof auf dem Boden der Waggons liegen. Allas Mutter sammelte während der Pausen Schnee vom Boden auf, um ihn über einem Holzöfchen im Waggon zu schmelzen. Die Reisenden waren dehydriert und sehnten sich nach dem erwärmenden Getränk. „Woran ich mich sehr gut erinnere, ist, dass meine Mutter einmal ganz bitter weinte“, berichtet Alla Sidorenko. Als der Zug schon angefahren war, hatte die Mutter bemerkt, dass sie mit dem Schnee auch Kot aufgesammelt hatte.

Der Zug wurde mehrmals bombardiert, einzelne Waggons mussten ersetzt werden. Alla und die anderen fürchteten um ihr Leben. Die höllische Fahrt endete im damaligen Stalingrad, und damit mit einer Entscheidung: Sollten sie die zum Dienst im Krankenhaus verpflichtete Tante weit in den Osten, in die Gebirgsstadt Osch begleiten, oder nach Naltschik fahren, das

Das Geburtshaus von Allas Mutter in Minsk (Weißrussland). Hier lebte Allas Tante mit ihrer Familie während des Krieges. Sie wurden alle von den Deutschen deportiert und ermordet. Im Ghetto von Minsk kamen 21 Familienmitglieder von Alla Sidorenko ums Leben. Bild: privat



Dort planten sie, bis zum Kriegsende zu leben. Aber schon drei Monate später marschierten die Deutschen in unerwartetem Tempo auf die Stadt zu. Allas Mutter packte ihre Ausweise, und sie rannten buchstäblich zwischen den Pferdekarren, die die Verwundeten evakuierten, weg aus der Stadt. In einem Ort namens Prochladnaja erwischten sie einen Zug. Später erfuhren sie, dass die Deutschen die in Naltschik verbliebenen Juden ermordet haben (vgl. „Nalchik“: 871).

Die Flucht von Alla und ihrer Mutter endete schließlich in Osch. In dem kleinen Zimmer im Militärkrankenhaus, das die Tante und die Großmutter

bewohnten, konnten sie nicht unterkommen. So nahm die Mutter Alla bei der Hand und sie gingen von Haus zu Haus, um eine Bleibe zu finden. Vielfach wurden sie unfreundlich abgewiesen. Auf der Straße wurde es mit der Dunkelheit wegen der streunenden Hunde gefährlich. Als es schon Nacht war, steckte Allas Mutter kurzerhand einen Fuß in die Haustür einer Frau, bevor diese sie wieder zuschlagen konnte.

Die Mutter brach ihren Stolz, sie bat flehentlich um eine Übernachtungsmöglichkeit für ihre Tochter und sich. Die Frau gab nach. So fanden die beiden Flüchtlinge bei der später hilfsbereiten und freundlichen Familie für die nächsten dreieinhalb Jahre eine Unterkunft in einer Scheune, die sie mit einer Ziege teilten. Ein Laken trennte die Wohnbereiche. Alla kann sich noch sehr gut daran erinnern, wie sie Milch dieser einzigen Ziege der Familie trinken durfte, was ihr als äußerst humanitäre Geste in Erinnerung geblieben ist. Ihre Mutter selbst fand in der Zwischenzeit eine Stelle als Ökonomin.

Nach Kriegsende kam Allas Vater nach Osch und sie kehrten, wieder einmal in einem Viehwaggon, zurück in das schwer zerstörte Leningrad. Alla Sidorenko erinnert sich noch lebhaft an die vielen Leichen, die sie aus dem Zug heraus sah. Im Unterschied zur Blockadezeit sollte sie nicht mehr hungern müssen. Denn es waren bereits Lebensmittelhilfen von den Amerikanern eingetroffen, die mit der Sowjetunion verbündet waren (vgl. „Leningrad“). Alla Sidorenko erinnert sich etwa an Eipulver.

Zu ihrem Geburtsort Leningrad hat Alla Sidorenko bis heute ein gespaltenes Verhältnis: Einerseits sieht sie die Stadt als eine moderne und schöne Stadt mit



Alla Sidorenko im Jahr 1947. Bild: privat

historischen Gebäuden an, aber auf der anderen Seite assoziiert sie bis heute Schmerz und Hunger mit ihrer Heimatstadt.

LEBEN NACH DEM KRIEG

Mit einem Jahr Verspätung – mit acht Jahren – wurde Alla eingeschult. Nach der Schulzeit absolvierte sie eine Ausbildung als Wirtschaftsfachfrau und heiratete Ende der 1950er-Jahre mit 19 Jahren.



Eine Mutter, die Angst um das Leben ihrer Kinder hatte, war kurz davor, die Hoffnung zu verlieren, während der Fahrt im Waggon, der mit den Geräuschen von Bomben umgeben war.

im Kaukasus und damit näher an Europa lag? Die Entscheidung von Allas Mutter fiel auf Naltschik, an das sie angenehme Erinnerungen hatte.



Ein silberner Münzenhalter, ein Trinkhorn und ein metallener Tischkalender: Gegenstände, die Alla Sidorenkos Eltern und ihrem Großvater gehört haben. Die Familie väterlicherseits stammt aus dem Kaukasus, wo traditionell Wein aus dem Horn getrunken wurde. Allas Exemplar ist ein Geschenk an den Vater anlässlich ihrer Hochzeit 1959 und dient nur zur Dekoration. Der Kalender wurde in den 1950er-Jahren im Leningrader Münzhoft hergestellt. Ihn ziert das Reliefbild von einer Festung, dem Wahrzeichen der Stadt.

Ihr Mann hatte einen guten Abschluss an einer Militärakademie gemacht und leistete hinterher in der Flotte Dienst. Alla zog mit ihm in den hohen Norden Russlands.

Während seiner Dienstzeit wurde ihr Mann, Ingenieur auf einem der ersten sowjetischen Atom-U-Boote, bei einem Unglück radioaktiv verstrahlt. Dies geschah der gesamten Besatzung. Allas Mann starb fünf Jahre später an Krebs. Alla war damals 35 Jahre alt. Inzwischen hatten sie zwei Kinder bekommen, die Alla nun alleine aufziehen musste.

Alla Sidorenko arbeitete als Ökonomin in der Abteilung für Statistik im Bürgermeisteramt von Leningrad. Ihr Leben war bestimmt von Arbeit, Geschäftsreisen und der Not, die Kinder durchzubringen. Ihre Eltern und ihr 13 Jahre jüngerer Bruder unterstützten sie dabei sehr. Allas Sohn lebt heute in Sankt Petersburg und ihre Tochter in Deutschland. Alla hat drei Enkelkinder, die alle in Russland wohnen.

EMIGRATION NACH DEUTSCHLAND

Alla Sidorenko emigrierte im Jahr 1997 nach Deutschland. In einem symbolpolitischen Akt Anfang der 1990er-Jahre erkannte die deutsche Regierung Juden, die aus der zerfallenen Sowjetunion ausreisen wollten, als „Kontingentflüchtlinge“ an und gewährte ihnen Asyl. Dies geschah als symbolische Übernahme der „Verantwortung für die deutsche Geschichte“ und als Akt der verspäteten „Wiedergutmachung“ für die Vernichtungspolitik Nazi-Deutschlands gegenüber sowjetischen Juden im Zweiten Weltkrieg.

Insgesamt kamen rund 200.000 jüdische Einwanderer nach Deutschland. Sie erfüllten die lokalen jüdischen Gemeinden mit neuem Leben und integrierten sich erfolgreich in die deutsche Gesellschaft. Heute sichern sie das Weiterleben der jüdischen Identität und Kultur in Deutschland (vgl. Belkin).



Das Hochzeitsfoto von Alla Sidorenko und ihrem Mann. Sie bekamen zwei Kinder. Alla Sidorenkos Mann verstarb leider schon, als sie 35 Jahre alt war. Bild: privat

In Deutschland fühlt sich Alla Sidorenko wohl. Sie bekennt sich hier zum jüdischen Glauben, den die Familie in sowjetischen Zeiten aufgrund der religionsfeindlichen Politik nur privat leben konnte. Sie ist Mitglied der Kölner Synagogengemeinde und stellvertretende Vorsitzende in der „Vereinigung der Veteranen des Zweiten Weltkriegs, Überlebenden der Leningrader Blockade und Häftlingen der Ghettos und Konzentrationslager“. Daneben engagiert sie sich in einer weiteren internationalen Organisation von Überlebenden der Leningrader Blockade.

In Köln fragte sie einmal einer ihrer Nachbarn, woher sie komme. Sie antwortete: „Aus Leningrad.“ Darauf der Nachbar: „Ich habe Leningrad von den Pulkower Höhen aus beschossen.“ Er sei damals 18 Jahre alt gewesen und habe, ohne nachzudenken, den Schießbefehl ausgeführt. „Er erwies sich später als ein sehr netter Mensch“, sagt Alla Sidorenko. Auf die Frage nach ihrem Engagement in den Organisationen antwortet sie, dass sie die Erinnerung an die Schrecken der Blockade weitergeben möchte.

„Die Jugend muss aus unseren Erlebnissen lernen, damit sie unter keinen Umständen die Schrecken erlebt, die uns zuteilgeworden sind.“ Mit diesem Satz wendet sich Alla Sidorenko an die junge Generation. Ihre pazifistische Haltung begründet sich in den Leiderfahrungen ihrer Kindheit, die sie bis heute geprägt haben. Ihr Appell an die jungen Menschen ist, sich nicht nur über die Schrecken des Krieges zu informieren, sondern aktiv zu werden für den Frieden.

Die Interviews führten Kübra Akmantemiz, Michaela Elstner, Aylin Özbucak und Marlon Zimmermann.

”

**MAN MUSS STÄNDIG
GEGEN FASCHISMUS
EINTRETEN. MAN MUSS
DAFÜR KÄMPFEN, DASS
DIE SCHRECKEN DES
KRIEGES SICH NIE
WIEDERHOLEN, UND
DASS NIE WIEDER SO
VIELE MENSCHEN DURCH
BOMBARDEMENTS,
HUNGER UND GEZIELTE
VERNICHTUNG EINES
GANZEN VOLKES IHR
LEBEN LASSEN MÜSSEN.“**

Alla Sidorenko



Bild: Timo Vogt



IM GESPRÄCH MIT ALLA SIDORENKO

„Haben sie einen Rat, den Sie uns für unser Leben und unsere Zukunft mitgeben können?“ Als wir diese Frage stellen, schauen wir Alla Sidorenko tief in die Augen. Ihre Antwort ist von hoher Relevanz für uns Jugendliche, weil sie das nackte Überleben von Hungersnot, Flucht und Rassismus kennengelernt hat.

Sie spricht von ihrer Flucht aus der Stadt Naltschik, rechtzeitig, bevor die Deutschen die Juden dort zusammentrieben und ermordeten. Vor allem spricht sie über die Zeit in der Leningrader Blockade. Wie sie gegen den Hunger kämpfen musste. Als sie anfängt, davon zu erzählen, stockt ihr der Atem. Wir bemerken sofort, dass sie immer noch darunter leidet. Sie berichtet uns von Krankheit und Angst, die das Erlebte bei ihr verursachten. Dass es während der Blockade sogar zu Kannibalismus kam, ist für sie ein schreckliches Thema, bei dem sie sich nicht halten kann.

Sie entschuldigt sich bei uns dafür, dass sie weinen muss. Wir zittern. Von da an verstehen wir, wie wertvoll das Leben ist. Was Hunger ist. Auf die Frage, ob sie zurück nach Sankt Petersburg ziehen wolle, antwortet sie: „Ich fühle mich sehr wohl in Deutschland.“ Das hätten wir von einer jüdischen Überlebenden des Holocausts nicht erwartet. Wir

dachten, sie würde so etwas sagen wie, dass sie Angst hätte, wegen der Verfolgung damals durch die „Faschisten“ – wie sie das nationalsozialistische Deutschland nennt. Aber sie sieht Deutschland als ihr neues Heim, und in Sankt Petersburg fühlt sie sich wie eine Touristin.

Wir sind schockiert. Unsere Augen gehen weit auf. Sie ist sich dessen bewusst, dass die Menschen heute an ihrer Geschichte leiden. „Die Jugend muss aus unseren Erlebnissen lernen, damit sie nicht den gleichen Schrecken erleben müssen, der uns widerfahren ist.“ Mit diesem Satz wendet sie sich an alle aus unserer Generation. „Wir haben eine Stimme, wir können etwas ändern.“ Wir bekommen Gänsehaut. Unsere Umgebung ist heute vielleicht friedlich, aber was passiert morgen? Unsere Stimmen zu erheben, und unsere Taten sind wichtig.

Alla Sidorenko ist eine starke, unabhängige Frau, die schon sehr früh ihren Mann verlor. Sie hat einen Beruf ausgeübt und allein für ihre Kinder gesorgt. Ihr Leben zeugt von Willensstärke. Sie lächelt uns an und wir fühlen volle Empathie und Sympathie mit ihr. Sie zeigt, dass man niemals aufgeben darf. Dass man standhaft sein muss.

Kübra Akmantemiz



ENTSCHEIDUNGEN



WAS SOLL ICH TUN?

Ich heiße Carmelita – 15.

Ich befinde mich momentan an dem Ort, den ich zu Hause nenne.

Marawi, Philippinen. Es fallen Schüsse, nicht weit von meinem Haus.

Kirchen brennen, überall fallen Schüsse, Menschen fliehen.

Ich höre Schreie und weinende Menschen.

Eine Mutter, die verzweifelt nach ihrem Kind schreit und es unter Trümmern eines Gebäudes sucht.

Überall Trümmer, Qualm, Feuer und Schüsse.

Tiere, die in Panik, einsam und verlassen

zurück im Dorf bleiben. Ich muss von hier fort.

Aber kann meine kranke Mutter nicht zurücklassen, sie kann nicht reisen, dafür ist sie zu schwach.

Außerdem braucht sie Medikamente.

Wir sind auf uns allein gestellt.

Was soll ich tun?

Soll ich sie zurücklassen, um Medikamente zu besorgen?

Soll ich bei ihr bleiben?

Ich weiß es nicht. Alles, was ich weiß, ist, viel Zeit bleibt nicht.

Michaela Elstner

26

BOMBARDIERUNGEN UND TERROR



QUSAI KH. IST ENDE 20 UND KOMMT AUS SYRIEN. DER JUNGE MANN KAM 2015 ÜBER DIE SO GENANNT BALKANROUTE NACH DEUTSCHLAND. VOR DEM SYRISCHEN BÜRGERKRIEG SCHLOSS ER EIN STUDIUM ALS VERMESSUNGSTECHNIKER AB. QUSAIS WOHNORT ZABADANI WURDE VÖLLIG ZERSTÖRT. DIE KLEINSTADT WURDE IN SCHUTT UND ASCHE GEBOMBT. QUSAI HATTE SICH 2011 FRIEDLICH AN DEN DEMONSTRATIONEN FÜR FREIHEIT UND POLITISCHE REFORMEN BETEILIGT. ER WEIGERTE SICH AUCH SPÄTER, GEWALT AUSZÜBEN. DAMIT HÄNGT DAS SCHLIMME EREIGNIS ZUSAMMEN, DAS ER HEUTE NOCH ALS TERROR EMPFINDET UND DAS SEINE FLUCHT AUS SYRIEN AUSLÖSTE.

– Ich bin ein friedlicher Mensch. Ich habe mich friedlich an allem beteiligt, ohne Waffen oder Gewalt. Meine Probleme haben angefangen, als der Krieg nach ein, zwei Jahren heftiger wurde. Ich war gegen eine bewaffnete Revolution. Alle anderen Leute in unserer Stadt trugen Waffen. Meine Familie war weggezogen, eines unserer beiden Häuser war zerbombt worden. Das Regime hatte unsere Stadt sehr stark bombardiert. Es war eine Katastrophe. Ungefähr ein Jahr lang während des Kriegs

blieb ich dort wohnen. Die Situation war sehr schwierig für mich. Schließlich zog ich in die Hauptstadt, um dem Druck zu entkommen. Ich blieb bei einem Freund, wir arbeiteten zusammen in einem Laden. Dort passierte mir etwas Schlimmes. Ich wurde von einer Bande festgenommen. Ich weiß nicht, warum sie mich ausgesucht haben. In meiner Stadt hat es ein Problem gegeben, und ich war das Opfer. Ich wurde ungefähr 15 Stunden in einem Haus festgehalten, ohne zu wissen, ob ich noch

27

länger als die nächsten zwei Minuten überleben würde. Danach habe ich mich entschieden, in den Libanon zu flüchten. Meine Stadt lag nicht weit von der Grenze. Gegen viel Geld brachte ein Mann Menschen von dort über die Grenze. Wir gingen zu Fuß durch die Berge, was wegen der Minen gefährlich ist. Der Mann machte einen Fehler. So wurden wir im Libanon von der Polizei entdeckt und festgenommen.

– **Der Mann, der euch bringen wollte, war der nicht von der Polizei?**

– Nein. Die Polizei hat uns Fragen gestellt. Es gibt eine schlechte Partei im Libanon, sie unterstützt unser Regime. Es war nicht die libanesische Polizei, sondern eine Geheimpolizei, die uns festgenommen hat. Sie verhörten mich schwer. Warum kommst du hierher, was willst du, was brauchst du, was hast du in deiner Stadt gemacht, hast du Gewalt gegen die Leute dort ausgeübt? Kommst du wegen deiner Religion? Einen Tag lang musste ich von einem zum anderen Gebäude und immer wieder Fragen beantworten. Danach hat ein Cousin im Libanon mich gegen 600 Euro freigekauft.

Ich bin ein Jahr lang im Libanon geblieben. Das war keine einfache Zeit. Der Umgang zwischen Einheimischen und den syrischen Flüchtlingen war schrecklich. Syrien ist ein großes Land und der Libanon ist klein. Die vielen Flüchtlinge haben dort eine schlechte Stimmung ausgelöst. Ich habe jeden Tag auf der Baustelle und in einem Blumengeschäft gearbeitet. Blumen einladen und aufladen, das ist nicht meine Arbeit. Ich habe studiert, ich habe einen Abschluss. Als sich die Grenzen innerhalb Europas öffneten, ergriff ich die Chance. [...]

– **Haben Sie sich schon im Libanon entschieden, direkt nach Deutschland zu kommen, oder war erst einmal Europa das Ziel?**

– Deutschland war nicht mein eigentliches Ziel. Aber die Auswahl zwischen Norwegen, Schweden oder Deutschland betrachtet, schien mir Deutschland am besten. Ich hatte ein bisschen über Deutschland gehört, bevor ich herkam. Und die Reise war sehr ermüdend. Wenn du hier ankommst, musst du entscheiden, ob es nach Norwegen nicht zu weit ist. Du bist ja müde, und gerade einmal bis hierhergekommen. [...] An der Grenze von Österreich und Deutschland, was mir da sehr gefallen hat, war die Mentalität Deutschlands. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass jemand, der bei der Bundespolizei arbeitet, mir einen Kaffee oder einen Tee geben würde. Das hat mich gleich glücklich gemacht. Ich komme ins richtige Land. Oder wo es Gerechtigkeit gibt. [...] Meine Familie ist immer noch in Syrien. Ich habe einen Bruder, der behindert ist. Mein Vater hat entschieden, dass sie zuerst Geld brauchen. Das ist das Wichtigste. Ich müsste mit meiner Familie hierher kommen. Sie brauchen Begleitung, sie können nicht alleine reisen.

– **Sind sie in Gefahr oder sind sie dort sicher?**

– Der Krieg jetzt ist schon beendet, weil keine Gebäude mehr da sind. In meiner Stadt ist niemand mehr.

– **Das ist ja ein Grund wegzufahren, da darf man ja nicht böse sein. Man kann nicht jeden Monat ein neues Haus bauen.**

– Mit meiner Familie ist alles klar. Sie brauchen nur Geld, weil es dort keine Arbeit gibt.



Illustration: Alina Grap

– **Von was leben die Leute?**

– Das ist eine lange Geschichte. Ein bisschen von hier und da. Die Leute haben schon ihr Leben lang eine ganz schlechte Situation. Einige Orte in Syrien blieben einen Monat ohne Essen. So etwas ist passiert.

– **Kann man sagen, dass die Regierung schuld ist? Nicht alleine.. ?**

– Nein, nicht alleine. Auch die Gegner des Systems haben viele Fehler gemacht. Deswegen habe ich mich entschieden, wegzugehen. Weil ich nicht sehen konnte, wer Recht hat. Aber wer hat die Flugzeuge? Nicht die Leute der Revolution. Die Flugzeuge gehören dem Regime.

Elena Shtrum

Von Lisa Steinhoff

Elena Shtrum wurde 1923 in Kiew geboren. Ihre Familie wurde zum Opfer des „Großen Terrors“ unter Stalin, weshalb auch sie als „Volksfeindin“ gesellschaftlich geächtet war. In dieser Situation musste Elena Shtrum vor den Deutschen fliehen, um den Massenmorden an der jüdischen Bevölkerung zu entgehen. Autorin Lisa Steinhoff berichtet unter anderem von den couragierten Menschen, die ihr halfen, ihren Lebensweg zu gehen.

„In schlechten Zeiten gibt es gute Menschen.“ Diesen Satz wiederholt Elena Shtrum im Interview über ihr Leben während des Zweiten Weltkriegs immer wieder. Feingliedrig, wie sie ist, wirkt sie zerbrechlich. Das Alter hat Furchen in ihr Gesicht gezeichnet. Aber aus ihren hellwachen, klaren Augen spricht der Drang, ihr reichhaltiges Wissen weiterzugeben und ihre vielen Geschichten zu erzählen. In ihren mehr als 90 Jahren hat sich bei ihr ein Schatz an Erfahrungen angesammelt.

DIE KINDHEIT IN KIEW

Elena Shtrum wurde am 23. Mai 1923 in Kiew, der Hauptstadt der heutigen Ukraine, geboren. Elenas Mutter Gilda Albertina wurde 1895 in Leipzig geboren. Sie war Ärztin. Elenas Vater Lew Shtrum, Jahrgang 1890, war ein erfolgreicher Professor der Theoretischen Physik. Von ihm erzählt Elena Shtrum mit Stolz. Der Großvater war Ingenieur.



Elena Shtrum. Bild: Timo Vogt

Elena zufolge war er am Bau der Transsibirischen Eisenbahn beteiligt. Elenas Vater hatte noch einen Sohn aus erster Ehe. Dieser Bruder Elenas wohnte mit seiner Mutter in Leningrad.

Als ihre schönste Kindheitserinnerung beschreibt Elena Shtrum, wie sie, damals 13 Jahre alt, mit ihrer Großmutter Ida das Operntheater in Kiew besuchte. Sie ging früher öfter mit ihrer Mutter ins Theater. An die Handlung des Stücks, das sie mit ihrer Großmutter besuchte, kann sie sich nicht erinnern. Das bedauert sie, denn es könnte auch anders sein: „Manchmal erinnere ich mich an etwas vor dem Krieg und vergesse, was vor einer Woche war.“

Gut erinnert sie sich dagegen an eine Erfahrung, die sie schon bald darauf machen musste: „Das war der schlechteste Tag in meinem Leben.“ Es war in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1936. Elena befand sich zu Hause. Sie bewohnte mit ihren Eltern zwei Zimmer einer Kommunalwohnung im Zentrum von Kiew, die insgesamt zehn Familien beherbergte. Elena lag gerade im Bett, als das furchtbare Ereignis passierte: Ihr Vater wurde verhaftet. Wie Elena Shtrum später erfuhr, gab es eine Anweisung aus Moskau, nach der zwölf Mitglieder der Ukrainischen Akademie für Wissenschaften verhaftet werden sollten. Und so traf es ihren Vater als einen von ihnen. Sie sollte ihn danach nur ein einziges Mal wiedersehen, bei einem Besuch im Gefängnis. Viel später erst erfuhr sie, dass ihr Vater erschossen worden war.

Lew Shtrum ist ein Opfer des „Großen Terrors“ unter Stalin – eines der größten Massenverbrechen in der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Die Repressionen des sowjetischen Staates nahmen allein in den Jahren 1937



Elena Shtrums Mutter
Gilda Albertina Iofan-Shtrum
in den 1910er-Jahren.
Bild: privat

und 1938 schätzungsweise 700.000 unschuldigen Menschen das Leben (vgl. Jünke). Vollständige Aufklärung über die Todesumstände ihres Vaters erhielt Elena Shtrum erst im Jahr 2018, nach einer Anfrage im KGB-Archiv der Ukraine. Demnach wurde Lew Shtrum am 22. Oktober 1936 vom sowjetischen Geheimdienst NKWD als angeblicher Verräter und Konterrevolutionär zusammen mit weiteren 36 Verhafteten, meist prominenten Wissenschaftlern, in der Nähe von Kiew erschossen. Seine Akte enthält auch eine Liste des Inventars, das bei der Verhaftung geraubt wurde: drei Bücherschränke, ein Tisch, ein Schreibtisch, ein Kleiderschrank, eine Lampe, etc. „Es war Stalinzeit“, sagt seine Tochter Elena im Gespräch. Von nun an war ihre Familie die eines „Volksfeindes“.

Im Jahr 1937 wurde Elenas Mutter Gilda vom NKWD als „Frau eines Volksfeindes“ in die Verbannung nach Norden geschickt, in die mehr als 2.000 Kilometer von Kiew entfernte Stadt Archangelsk.

Von dort aus musste sie nach Schenkursk weiter fahren. Dadurch, dass Gilda Ärztin war, bekam sie in dem kleinen Städtchen eine Stelle als Kinderärztin. Unter den während des Großen Terrors aus den Großstädten verbannten Frauen in Schenkursk ging das Gerücht um, die Kinder sollten ihnen weggenommen und in Heime gegeben werden. Dies machte ihnen Angst. So entschied Gilda, sich von ihrer Tochter Elena zu trennen. Diese fuhr mit einem Jungen und dessen Großvater nach Moskau. Der Mann war angereist, um seinen Enkel, das Kind einer anderen verbannten Frau, abzuholen. Gilda Albertina überredete ihn dazu, auch ihre Tochter mitzunehmen.

Elena Shtrum erinnert sich heute noch an die lange Fahrt auf einem LKW durch den Wald. Sie gelangten an eine Eisenbahnstation. Von hier aus fuhren sie mit dem Zug weiter. In Moskau blieb sie bei ihrer Tante und ihrer Großmutter, bis die Nachbarn herausfanden, dass das Mädchen die Tochter eines „Volksfeindes“ war. Daraufhin weigerten sich die Behörden, ihre Anmeldung bei der Tante zu verlängern. So musste Elena nach Kiew, zu ihrer anderen Großmutter. Sie bewohnten ein gemeinsames Zimmer und Elena ging zur Schule. Nur einen Monat nach ihrer Ankunft in Kiew, 1939, starb die Großmutter. Die gerade einmal 15-jährige Elena war nun auf sich allein gestellt.

In der sowjetischen Bürokratie damals riskierte sie als Minderjährige, das Zimmer zu verlieren. Doch: „Überall gibt es gute Leute.“ Eine Mitarbeiterin des Wohnungsamtes half Elena und meldete sie in der Wohnung an. So behielt Elena ihr Zimmer. In der Schule besuchte sie die neunte Klasse. Weil sie gute Noten und Zeugnisse hatte, verdiente sich Elena mit



Elena Shtrums Vater
Lew Shtrum in den
1930er-Jahren. Er
war ein anerkannter
Physiker. Bild: privat

Nachhilfe für einen jüngeren Schüler ein bisschen Geld. Ihre Mutter schickte ihr ebenfalls Geld zu. Nach der Schule durfte Elena bei der Nachbarin in derselben Wohnung, in der sie früher gewohnt hatte und wo ihr Vater verhaftet worden war, Mittag essen. Auch diese Nachbarin zählt Elena zu den „guten Menschen in schlechten Zeiten“.

Dass es solche Menschen gebe, betont sie mit der Inbrunst tiefer Überzeugung. Ein zufriedenes Lächeln spielt dabei um ihre Mundwinkel. Sie selbst wurde als Tochter eines „Volksfeindes“ geächtet. Menschen, die „Volksfeinden“ halfen, wurden selbst zu solchen erklärt. Deshalb muss Elena das Angebot der Nachbarin als eine Heldentat empfunden haben.

Während ihrer Schulzeit lernte Elena einen Jungen kennen, den sie später in zweiter Ehe heiratete. Er war ihre erste Liebe, aber sie küssten sich noch nicht einmal: „Wir waren damals ganz anders als heutige Schüler.“ Auf die Frage, ob sie in der Schule Antisemitismus



Elena Shtrum in den 1930er-Jahren. Bild: privat

erlebt habe, antwortet Elena mit einem Funkeln in den Augen und einem ausdrucksstarken „Nein!“. Ihr zufolge haben die Schüler sich untereinander als gleich angesehen. „In meiner Klasse waren Juden, Russen, Ukrainer und vielleicht noch andere, aber keine Nationalität war in unserer Schule“, erklärt sie. Jüdische und nicht-jüdische Kinder hätten einen gemeinsamen Freundeskreis gehabt. Im Juni 1941, mit 18 Jahren, vollendete Elena ihr Abitur. Drei Tage später, genau an jenem Tag, an dem der Abschlussball geplant war, brach der Krieg aus. Damit trennten sich vorerst die Wege von Elena und ihrer Jugendliebe.

FLUCHT NACH KASAN

Im Juli 1941 flüchtete Elena mit zwei Tanten und ihrer kleinen Cousine, die damals in die erste Klasse ging, vor den Deutschen aus Kiew. Sie ahnten, dass ihnen als Juden die Ermordung drohte.

Viele andere Juden in Kiew glaubten, dass die Berichte über die Grausamkeiten der Deutschen an den Juden sowjetische Propaganda seien, dass die Deutschen doch ein kultiviertes Volk seien, erinnert sich Elena. Wenige Wochen nach ihrer Flucht aus Kiew ermordeten die Deutschen am 29. und 30. September 1941 in der bei Kiew gelegenen Schlucht von Babij Jar schätzungsweise 34.000 Jüdinnen und Juden. Der Massenmord geschah wenige Tage nachdem die Deutschen die Stadt eingenommen hatten. Bis zum Ende der Besatzung 1943 ermordeten die Deutschen in Babij Jar schätzungsweise 100.000 Menschen (vgl. Lang; Scriba „Die Schlacht b. Kiew“).



Elena Shtrum
(Zweite von rechts) mit
Kolleginnen bei der Arbeit
im Militärkrankenhaus in
Kasan. Bild: privat

In ihrer weisen Voraussicht gingen Elena und ihre Familie, ohne Ausreiseerlaubnis, jede nur mit einem kleinen Rucksack bepackt, einfach zum Bahnhof.

Einige Juden in Kiew verstanden nicht, wer die Deutschen, was Faschismus, Antisemitismus waren. Sie blieben in Kiew und wurden in Babij Jar erschossen

Alle Ticketschalter waren geschlossen. Auf dem Bahnhofsvorplatz herrschte Chaos. Es waren viele Frauen da, mit viel Gepäck. Mit ihren kleinen Rucksäcken konnten sich Elena und ihre Familie in Richtung Gleise bis zu einem eisernen Tor durchschlängeln. Die drängelnde Menge stürzte es einfach um. Elena erinnert sich an einen Güterzug, in den sich die Frauen hineindrängten. Ganze 24 Stunden lang bewegte sich der Zug

auf den Gleisen hin- und her, bis er endlich startete. Elena und ihre kleine Reisegruppe fuhren, ohne zu wissen, wohin. Sie wussten nur, dass es nach Osten ging. Das war für sie das Wichtigste. Bloß nach Osten. Weg von den Deutschen. Nach zwölf Tagen hielt der Zug an einer Eisenbahnstation, an der alles noch so geordnet lief wie vor dem Krieg. Man bekam Tickets in Richtung Stalingrad oder Kasan. Sie entschieden sich, nach Kasan weiterzufahren.

In Kasan waren bereits viele andere Flüchtlinge angekommen, aber die kleine Reisegruppe fand sich in der Stadt zurecht. Eine Tante reiste weiter. Die andere Tante war Mathematiklehrerin, was ihr schnell zu Arbeit und einer Wohnung verhalf. Elena blieb bei ihr und nahm ein Studium auf. Ihr Wunsch, sich für Physik einzuschreiben, wurde ihr als Tochter eines „Volksfeindes“

verwehrt. Aber zur Fakultät der Chemie wurde sie zugelassen. Vormittags arbeitete sie als Sanitätshelferin in einem Militärkrankenhaus, nachmittags besuchte sie die Vorlesungen. Ihre Chefin unterstützte sie sehr. Auch sie war für Elena einer der guten Menschen in den schlechten Zeiten. Nach rund zwei Jahren in Kasan erlebte Elena das Kriegsgeschehen unmittelbar: Im Zuge einer Offensive der Roten Armee gegen die Wehrmacht wurde der Krankenhausbetrieb an die Front verlegt. Den Beschäftigten standen nun die gleichen Essensrationen zu wie den Soldaten. So mangelte es auf der Zugreise nach Westen endlich einmal nicht an Essen. Elena Shtrum betrachtet diese Fahrt bis heute als eine der glücklichsten Zeiten ihres Lebens.

Im Jahr 1943 versorgte sie Verwundete, die direkt von der vordersten Frontlinie zu ihr gebracht wurden. Im Jahr 1944 wurde das Lazarett nach Kiew verlegt. Elena kam in ihre Heimatstadt, die am 6. November 1943 befreit worden war (vgl. *Blume und Wichmann*).

DAS LEBEN NACH DEM KRIEG

Elena Shtrum erinnert sich gut an das Kriegsende, das die Menschen am 9. Mai 1945 in den Straßen von Kiew feierten. Später wurden in der Nähe des Postamtes einige deutsche Gefangene gehenkt. Elenas Mutter erlebte die Befreiung in Lagerhaft. Sie war 1944 als „Frau eines Volksfeindes“ erneut verurteilt worden. Sie sollte insgesamt neun Jahre in verschiedenen Straflagern verbringen. Elena nahm unterdessen in Kiew ihr Studium der Chemie wieder auf, das sie 1948 in Leningrad

beendete. Zwei Jahre lang lebte sie dort in einem Zimmer mit ihrem 1946 aus der Armee ausgetretenen Bruder und dessen Frau. Im Anschluss an ihr Studium bekam sie für drei Jahre eine Stelle an einem Institut für elektrochemische Energiespeicher (Akkumulatoren). Exakt nach Ablauf der Einstellungspflicht wurde sie entlassen – auf Anweisung der ideologischen Abteilung. Mit der Ächtung ihrer Familie hatte sie beruflich weiter zu kämpfen. Erst nach Stalins Tod konnte sie Fuß fassen.

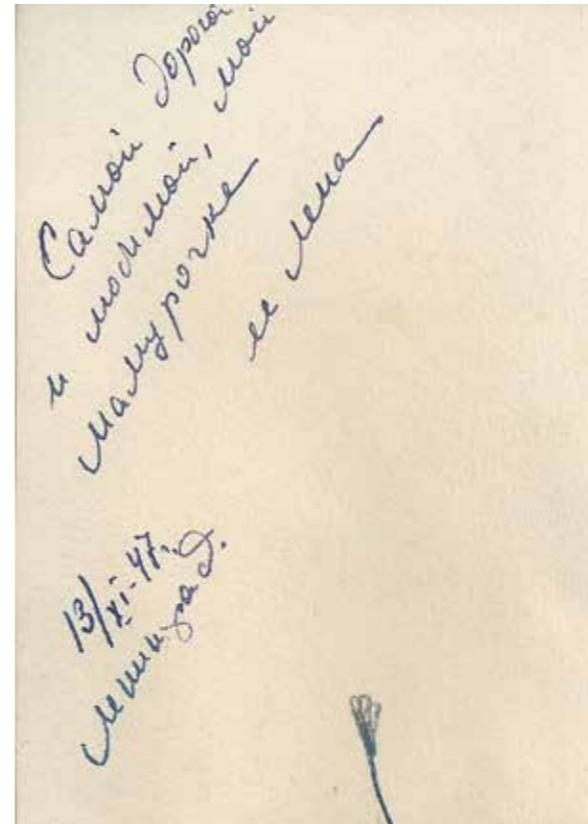
36

– **Wie haben Sie sich die Zukunft vorgestellt, als Sie in dieser schwierigen Phase waren, also in der Kriegszeit?**

– Zukunft? Das war eine zu schwierige Sache. Ich war nicht so egoistisch, dass ich meinte, als junges Mädchen verstehen zu können, was Krieg bedeutet. Erwachsene verstanden das damals vielleicht auch nicht. [...]

– **Wie haben Sie sich Ihre Zukunft vorgestellt, ihre eigene?**

– Entschuldigen Sie bitte. Wenn Sie so viel arbeiten und hungrig sind, dann denken Sie nicht an die Zukunft. Man denkt: Wie komme ich an ein Stück Brot?



Das Foto oben ließ Elena Shtrum 1947 in Leningrad aufnehmen. Sie wollte es ihrer Mutter schicken, die damals in einem Straflager im Norden der Sowjetunion interniert war. Die Hand an der Wange verdeckt eine entzündete Stelle auf der Haut. „Meine Mutter war sehr froh, das Bild zu bekommen“, erinnert sich Elena Shtrum. Sie freut sich heute noch über den professionellen Schönheitstrick des Fotografen, der ihr diese Pose empfohlen hatte. Links: in den 1950er-Jahren. Bilder: privat

37

Elena arbeitete und promovierte am renommierten Institut für Halbleiter von Abraham Ioffe. Der Wissenschaftler wird heute als Begründer der modernen Physik in der Sowjetunion angesehen (vgl. Grigorian).

Als Stalin starb, da hat meine Chefin aus dem Institut für Akkumulatoren gesagt, du kannst zu Ioffe ins Labor für Halbleiter gehen und dort arbeiten. Das war 1953. Und ich fragte: „Aber was sind Halbleiter?“ Sie sagte: „Weiß ich auch nicht. Aber wer Ioffe ist, weißt du auch.“

Elena heiratete einen Arbeitskollegen, bekam mit ihm einen Sohn und besuchte in den Urlaubstagen ihre Mutter. Dieser war es verboten, in einer Großstadt zu leben. Doch das Schicksal wollte es, dass Elena schon bald, im Alter von etwa 30 Jahren, ihrer Jugendliebe wieder begegnete. Der ehemalige Klassenkamerad war inzwischen Witwer geworden. Elena trennte sich von ihrem ersten Mann und sie heirateten. Im Jahr 1993 emigrierten sie nach Deutschland. Sieben Jahre später verstarb Elena Shtrums zweiter Mann in Köln. Ihr Sohn lebt in den Niederlanden.

Elena Shtrum besucht gerne klassische Musikkonzerte in der Kölner Philharmonie oder Kulturveranstaltungen in der Synagogengemeinde. Nach Russland hält sie auch heute noch Kontakt, auch wenn einige enge Freunde inzwischen verstorben sind. In Deutschland hat sie ein ruhiges und schönes Leben. Aber ihre Heimat ist es nicht geworden.

*Die Interviews führten Rosa Kriegel,
Lisa Steinhoff und Marlon Zimmermann.*



– Ich war 69 als ich nach Deutschland kam. Mit 69 Jahren bekommst du keine Arbeit. Ich habe eine komische Geschichte. Oder traurige Geschichte. Nein, ich habe sie nicht so traurig erzählt.

– Es ist eine traurige Zeit gewesen, aber Sie haben das Beste daraus gemacht.

– Dankeschön. Schöne Worte sind sehr angenehm. Und schöne Kinder zu sehen. Entschuldigen Sie bitte, ich sage Kinder, aber für mich sind Sie eigentlich Enkel.



Bild: Ralf Jesse



Zweite Passage aus dem Interview mit Qusai Kh., Syrien

SCHUTZLOSIGKEIT UND VERANTWORTUNG



NACH SEINER FLUCHT AUS SYRIEN VERSUCHTE QUSAI KH. RUND EIN JAHR LANG, SICH IM NACHBARLAND LIBANON EINE LEBENS-PERSPEKTIVE AUFZUBAUEN. DOCH SEINE MÜHEN WAREN VERGEBLICH. ER ENTSCHIED SICH ZUR WEITERFLUCHT NACH EUROPA. DAFÜR SCHLOSS ER SICH EINER GRUPPE FLÜCHTENDER AN. UNTERWEGS DURCH DIE TÜRKEI UND GRIECHENLAND WURDEN SIE ZU EINER SCHICKSALSGEMEINSCHAFT, DIE DIE HÜRDEN DER FLUCHT GEMEINSAM ÜBERWAND.

– Die Entscheidung, aus dem Libanon nach Deutschland zu kommen, war nicht einfach. Das kostete mich viel Geld und ich hatte keines, weil meine tägliche Arbeit gerade einmal zum Überleben reichte. Ich hatte auch keinen Pass, keinen Aufenthalt. Wie konnte ich in die Türkei fliegen? So habe ich mir bei Freunden in aller Welt Geld geliehen und habe für 1.000 Euro einen Pass machen lassen. Der kostet in Syrien normalerweise 100 Euro, aber ich war ja im Libanon.

Dann habe ich einen Flug für 400 Euro gebucht. Am Flughafen schloss ich mich einer Gruppe an, die auch

nach Deutschland wollte. Ein Mann sollte uns von der Türkei aus nach Griechenland bringen. Wir waren circa 40 Leute, darunter drei Familien mit Kindern. Da war eine halbe Stunde Überfahrt über das Mittelmeer nicht einfach. Der Mann hat mir vorgeschlagen, innerhalb der Türkei fünf Stunden bis zu einer Stelle zu fahren, von wo aus die Überfahrt nur eine Viertelstunde dauern sollte. Das gab uns ein bisschen Sicherheit.

Für mich es war es nicht zu schwer. Ein Abenteuer über 40 Stunden. Aber für die Familien war das nicht so einfach.

40

– **Was war Ihr schönstes und was Ihr schlimmstes Erlebnis auf der Flucht?**

– Das schönste war das Gefühl, als wir die [griechische] Insel erreichten. Da fühlte ich mich sehr gut: Ich bin jetzt okay. Ich bin jetzt in einem Land, das zu Europa gehört. Das gab Sicherheit. Das Schlimmste war die Entscheidung zur Flucht. Und dann, die Familien [während der Reise] auf der Straße liegen zu sehen. Wir hörten während der Reise, dass viele Leute starben. Wir lasen in der Zeitung, dass viele Leute aus Syrien im Meer gestorben waren. Das war auch nicht so schön. Ich habe meine Erinnerungen verlassen [im Sinne von losgelassen; d. Red.]. [...] Zum Beispiel die Momente, die wir als Schüler miteinander erlebt haben. Ich habe sie verlassen. Viele Freunde sind gestorben. Die Überfahrt von der Türkei nach Griechenland, das war am schlimmsten.

– **Also die Fahrt?**

– Ich war wie ein Chef in meiner Gruppe, was nicht einfach war. Ein Freund und ich, wir waren die jungen Leute. Die anderen waren größere oder kleinere Familien. Ich musste immer auf Google Maps schauen, wo wir als nächstes hingehen müssen.

– **Waren Sie mit der Schwimmweste im Boot? Die kostet ja auch Geld.**

– Schwimmwesten hatten wir alle an. Das Bootstema brauchte viel Zeit. Wir haben uns fünf Stunden vorbereitet. Der Mann, der uns nach Griechenland bringen sollte, holte ein kleines Boot. Wir mussten die Luft füllen und es eine halbe Stunde lang bis zum Strand

41

tragen. Diese Arbeit haben nur wir Jungen gemacht, nicht die Familien. Wir mussten die vielen Kinder holen. Wir halfen diesen Leuten. Große Sorge hatten wir, dass die türkische Polizei uns festnehmen würde. Dann hätten wir es noch einmal versuchen müssen.

– **Ist die ganze Gruppe erfolgreich angekommen?**

– Alle. Wir waren 40 Personen in einem kleinen Boot. Die Jungen saßen außen, die Familien in der Mitte. Die ganze Reise dauerte zwei Wochen.

– **Wie ging die Reise weiter von Athen aus?**

– Über Mazedonien, Serbien, Kroatien. Ich hatte Glück, weil Kroatien die Grenzen für Flüchtlinge geöffnet hatte. Vorher mussten die Leute durch Ungarn, und dort war die Situation schlecht. Alles zu Fuß, ohne Zug, das braucht viele Tage, um es zu schaffen. Ein Freund hat zwei Wochen gebraucht, um Ungarn zu durchqueren, und musste auch viel Geld ausgeben.

– **Wenn man viel Geld hat, ist es dann viel einfacher?**

– Die Reise wird dann einfacher, ja.

– **Auch schneller? Oder nicht immer?**

– Nicht immer, aber das Geld gibt mehr Sicherheiten. Das ist eine gute Frage. (*lacht*)

Tamar Dreifuss

Von Michaela Elstner und Aylin Özbucak

Tamar Dreifuss wurde 1938 in Wilna, Litauen geboren. Sie überlebte als Kind das Ghetto von Wilna und wurde von ihrer Mutter aus einem Lager gerettet. Nach dem Krieg emigrierte Tamar Dreifuss nach Israel und später mit ihrem Mann Harry Dreifuss nach Deutschland. Die Autorinnen Michaela Elstner und Aylin Özbucak beschreiben unter anderem, wie Tamar Dreifuss vorübergehend ihren Namen verlor und ihre Mutter sich mit ihr von Versteck zu Versteck durchschlug.

Tamar Dreifuss' Geschichte beginnt mit dem 5. März 1938. An diesem Tag wird sie in der litauischen Stadt Wilna (Vilnius), damals unter polnischer Herrschaft, geboren. Im Jahr 1940 wird Litauen von der Roten Armee annektiert und in die Sowjetunion eingegliedert (vgl. „Lit. Geschichte“). Im Zuge der Terrormaßnahmen gegen die polnisch-litauische Zivilbevölkerung müssen Tamars Eltern Jakob und

Jetta Schapiro ihre große Wohnung in Wilna räumen. Sie ziehen in eine Zweizimmerwohnung in Ponar, einer wenige Kilometer von der Stadt entfernten Waldsiedlung.

Hier lebt Tamar „wie jedes normale Kind“. Aber ein Jahr später, im Juni 1941, rücken Hitlers Truppen in Wilna ein: „Und dann war meine Kindheit zu Ende“, sagt Tamar Dreifuss. Sie legt eine kurze Pause ein,

42



Tamar Dreifuss. Bild: Henning Granitza.

43



Das letzte Foto aus der Zeit, in der die Welt noch in Ordnung war: Tamar, damals drei Jahre alt, und ihr Cousin. Samuel Bak wurde als Künstler international erfolgreich. Bild: privat

bevor sie weiter erzählt: Immer wieder hört die Familie Schüsse aus der Ferne. Man nimmt das nicht zu ernst, hält die Schüsse für Übungen. Doch später erfahren sie, dass Menschen erschossen werden. Mit dem Einmarsch der Deutschen beginnt die planmäßige Vernichtung der jüdischen Bevölkerung. Bei systematischen Massenerschießungen sterben in Ponar bis Ende Dezember 1941 hunderttausend Menschen durch die Hand der Deutschen und ihrer litauischen Kollaborateure: „ungefähr 70.000 Juden, 20.000 Polen, 10.000 sowjetische Kriegsgefangene sowie eine unbekannte Zahl von Roma und nichtjüdischen Litauern“ („Paneriai“). An diese Verbrechen erinnert heute eine Gedenkstätte.

Aus Sorge vor einer möglichen Deportation geben die Schapiros die kleine Tamar zu einer Tante,

die christlich getauft wurde. Sie selbst verstecken sich mit Hilfe der Tante für die nächsten sechs Monate in einem Kloster. Tamar muss sich von ihrem ersten Tag bei der Tante an mit dem christlichen Tarnnamen Teresa Scharwinzki vorstellen. Für ihre Eltern muss sie die neuen Vornamen Joseph und Jadwiga lernen. Eineinhalb Jahre lang bleibt Tamar im Versteck, ein einsames Kind, begleitet von der Sehnsucht nach den Eltern. Nur ein Hund ist ihr Freund, mit dem sie manchmal spielt. Jedoch freundet sie sich mit dem Untermieter ihrer Tante an, der bei der Gestapo ist. Als sie ihm eines Tages beim Rasieren zusieht, erinnert sich Tamar an ihren Vater, und ihr rutscht die Geschichte mit dem Tarnnamen heraus. Der Deutsche gibt seiner Vermieterin zu verstehen, dass er die jüdische Herkunft des Kindes erkannt hat. Das Versteck ist nun zu gefährlich für Tamar.

IM GHETTO VON WILNA

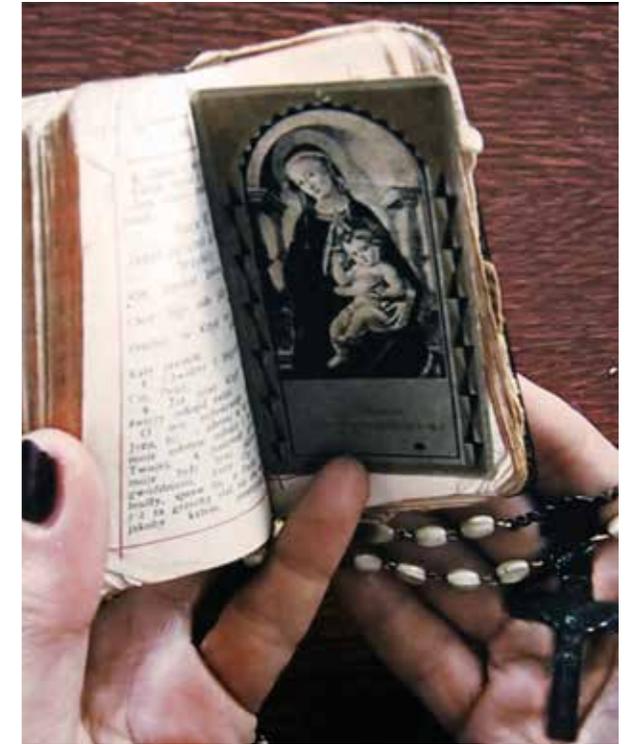
Ihre Eltern leben inzwischen im Ghetto von Wilna. Dort hatten sie hingehen müssen, nachdem das Kloster von den Deutschen beschlagnahmt worden war. Und dort müssen sie im Winter 1942 nun auch Tamar wieder zu sich nehmen. Von nun an lebt Tamar mit tausenden Menschen auf engstem Raum. Das Leben im Ghetto ist bestimmt von schlechten hygienischen Bedingungen, Nahrungsmittelknappheit und fehlender Privatsphäre. Zehn bis 15 Personen hätten in einem Zimmer gewohnt, schildert Tamar Dreifuss.

Die Ghettos wurden zu Durchgangsstationen in die Vernichtungslager. Die Nationalsozialisten benutzten diese Zwangsunterbringung, um Juden unter ihre Kontrolle zu bringen, sie verfügbar zu machen und zu diskriminieren. Juden in den Ghettos mussten Zwangsarbeit leisten und litten unter andauerndem Hunger (vgl. Benz).

Im Gegensatz zu den Kindern im Ghetto sieht Tamar anfangs noch gut ernährt und froh aus. „Auf einmal sehe ich solche grauen Gesichter“, erinnert sie sich an ihre ersten Eindrücke. Sie wird angeguckt wie ein Wesen von einem anderen Stern.

Ihr Vater arbeitet außerhalb des Ghettos und schmuggelt für seine Tochter immer wieder Eier durch die Kontrollen, obwohl er weiß, dass er dafür erschossen werden kann. Für Tamar Dreifuss ist es ein Liebesbeweis: „Deswegen esse ich heute gerne Eier“, sagt sie lächelnd.

Am 21. Juni 1943 erteilt Heinrich Himmler, Reichsführer der SS, den Befehl, die Ghettos im



„Ich habe ein Gebetsbüchlein in polnischer Sprache. Dieses Büchlein hat meine Mama im Kloster als Abschiedsgeschenk bekommen. Das Kloster wurde von den Nazis beschlagnahmt und die Nonnen wurden samt dem Pater ins Gefängnis gebracht. Sie und der Pater wurden später in Yad Vashem als Gerechte unter den Völkern geehrt. Dieses Büchlein begleitete meine Mama bis zum Tode. Es war ihr Glücksbringer, obwohl sie eine überzeugte Jüdin war. Vor ihrem Tod hat sie mir es übergeben, mit der Bitte, es gut zu bewahren. Es ist heute als Schutzengel an meiner Seite. So habe ich es immer bei mir. Bei meinen Lesungen zeige ich es und erzähle, warum es wichtig für mich ist.“

„Reichskommissariat Ostland“ aufzulösen. Die Deutschen wollen die Juden in Konzentrationslager deportieren. Alle Menschen, die nicht arbeitsfähig sind, sollen ermordet werden (vgl. Lempp). Dieser Plan gilt auch für die Juden in Wilna.

Im Ghetto wird Tamar angeguckt wie ein Wesen von einem anderen Stern

Nach den vielen Massenhinrichtungen seit 1941 in Ponar machen sich Tamars Eltern wie die anderen Bewohnerinnen und Bewohner vermutlich keine Illusionen darüber, was ihnen bevorsteht, als das Ghetto am 1. September 1943 umzingelt wird. Tamar und ihre Eltern flüchten sich mit anderen Männern, Frauen und Kindern in einen unterirdischen Bunker, um dort Schutz zu suchen. Die Luft ist knapp, und es ist totenstill. Diese Stille wird aber wenig später unterbrochen, als von draußen der Befehl gebellt wird, dass alle Männer den Bunker verlassen sollen. Da die Drohung im Raum steht, andernfalls den Bunker zu sprengen, verlassen die Männer den Schutzraum. „Das war unser Abschied von meinem Vater“, erinnert sich Tamar Dreifuss. „Er sagte, wir sehen uns bestimmt wieder. Er war immer optimistisch. Dann ist er raus.“ Tamar soll ihn nicht mehr lebend wiedersehen.

Nach dem Krieg erhält sie über eine ehemalige Mitgefängene des Vaters traurige Gewissheit darüber, dass er im Konzentrationslager Stutthof einige Tage vor der Befreiung erschossen wurde. Am Tag seiner Abführung aus dem Ghetto wird den Frauen mitgeteilt, sie könnten sich ihren Männern anschließen. Tamars



Tamars Eltern Jetta und Jakob Schapiro sowie Jakobs Mutter. Bild: privat

Mutter Jetta zögert nicht. „Wir sind in Richtung dieser Waggons gegangen, dieser Viehwaggons“, erinnert sich Tamar. Sie gehen mit anderen Müttern, alten Menschen und Kindern. Sie werden wie Sardinen in die Waggons gepfercht. „Ich hatte total Angst. Ich lag auf dem Boden, meine Mutter stand über mir, damit mir keiner was macht. Und da fuhren wir mit dem Zug, tagelang.“ Jetta erkennt jedoch das eigentliche Vorhaben der Nationalsozialisten. Sie weiß, dass Sinn und Zweck der Massendeportation ihre Ermordung ist.



Die siebenjährige Tamar nach dem Krieg in Łódź. Bild: privat

Sie versucht, aus dem Zug zu fliehen. Der erste Fluchtversuch endet jedoch mit 25 Peitschenschlägen, nachdem sie erwischt worden ist. Auch der zweite Fluchtversuch scheitert, Jetta wird mit einem Schlag über den Kopf mit einer Schusswaffe bestraft. Sie hört tagelang nichts. Aber der Mut verlässt sie nicht. Die Mutter war „wie ein Felsen“ für die kleine Tamar.

Meine Mutter sagte:

„Ich werde nicht wie ein Vieh, das zum Schlachthof geführt wird, sterben!“

Nach der Ankunft des Zuges im Durchgangslager Tauroggen wird eine Selektion durchgeführt. „Da mussten sich alle aufstellen und da stand einer, ein Nazi, und hat dirigiert – mit dem Stock, rechts, links, rechts, links“, erzählt Tamar. Jetta wird von dem Nationalsozialist aufgefordert, Tamar zurückzulassen, um selbst auf die Seite derer zu gehen, die noch arbeiten können.

Aber sie lehnt ab: „Nur über meine Leiche.“ Sie wird nach rechts geschickt, „und das bedeutete den Tod“, erklärt Tamar Dreifuss. Hunderte von Menschen sind bei dieser Selektion. Sie werden zum Duschen geführt. Alle müssen sich ausziehen. „Nach dem Duschen sprang meine Mutter auf und suchte zwischen den Kleidern. Sie hat sich ein Kostüm herausgeholt und für mich ein schönes Kleid. Da haben die gedacht, die Frau ist verrückt. Keiner hat so etwas im Sinn gehabt“, erzählt Tamar Dreifuss. Dass Menschen angesichts des Grauens, das sie durchmachten, den Verstand verloren, sei nichts Besonderes gewesen. Die Mutter nimmt Tamar bei der Hand, nimmt den Judenstern ab und sie verlassen das

Gebäude. Jetta geht selbstbewusst und aufrecht, nicht wie eine Gefangene. Der Trick funktioniert: „Ich kann mich erinnern, das war voller Soldaten, aber keiner hat uns angehalten“, sagt Tamar Dreifuss. Ihre Mutter sei blond gewesen und habe „ziemlich arisch“ ausgesehen. An dieser Stelle blickt die Erzählerin durch die rassistische Brille der Nationalsozialisten, die über Leben oder Tod entschieden.

Ein Russe hatte Tamars Mutter einmal gesagt: „Du siehst aus wie eine von uns.“ So war Jetta auf die Idee gekommen, sich durch ihr Aussehen zu retten. Jetta und Tamar gelangen an das Tor des Lagers. Tamar solle sich bekreuzigen, sagt Jetta. Als das Kind dies tut, wie es das bei der christlichen Tante gelernt hat, öffnet sich das Tor. „Wirklich, das ist ein Wunder“, erstaunt Tamar Dreifuss sich heute noch über das unverhoffte Glück. Und vielleicht ist es ein bisschen Stolz auf ihren Beitrag zur Rettung, der ihre Stimme dabei in Schwingung bringt. Tamar und ihre Mutter sind endlich befreit.

Von nun an beginnt erneut ein riskantes Leben unter falscher Identität. Jetta bietet bei den umliegenden Höfen an, jegliche Arbeiten zu verrichten, und so ziehen sie von Hof zu Hof. Während die Mutter arbeitet, bleibt die fünfjährige Tamar sich selbst überlassen. Die Tiere der Bauern seien ihre Freunde gewesen, sagt Tamar, da sie wieder einmal oft alleine war.

So kommen sie bis zum Kriegsende lebend durch. Im Jahr 1944 befreit die Rote Armee die Gegend. Jetta gibt sich den Soldaten als Jüdin zu erkennen. Tamar und sie erhalten Reisepapiere und fahren mit dem Zug zurück nach Wilna.

”

GERADE JETZT, WO WIR SOLCHE SACHEN HÖREN WIE DEN HOLOCAUST HABE ES GAR NICHT GEGEBEN, MÜSSEN WIR UNS NOCH MEHR ENGAGIEREN. DAMIT JUGENDLICHE NICHT TATENLOS ZUHÖREN, DAMIT SIE ETWAS UNTERNEHMEN, WENN SIE SEHEN, DASS UNRECHT GESCHIEHT.“

Tamar Dreifuss



Bild links: Tamar im Lager für Displaced Persons in Landsberg. Hier bereitet sich die Familie Schapiro-Rosenzweig auf die Auswanderung nach Israel vor. „Displaced Persons“ meint während des Zweiten Weltkriegs nach Deutschland verschleppte oder geflüchtete ausländische Personen, die sich bei Kriegsende im damaligen deutschen Reichsgebiet aufhielten (vgl. „Displaced Person“). Bild rechts: Tamar im Alter von 15 Jahren in Israel. Hier hat sie wieder Vertrauen zu Menschen gefasst. Bilder: privat



Bild links: Nach ihrer Ausbildung zur Erzieherin leistet Tamar ihren Wehrdienst bei der israelischen Armee. Das Foto entstand 1958. Durch ihre Heirat wurde sie nach einem Jahr schon aus dem Dienst entlassen. Bild rechts: Hochzeit mit Harry Zwi Dreifuss im Jahr 1959 in Ramat Gan bei Tel Aviv. Bilder: privat



Die Stadt ist zerbombt, aber die Tante ist am Leben. Heute weiß man: Von geschätzten 150.000 jüdischen Litauerinnen und Litauern im Jahr 1939 überlebten nur ungefähr 5.000 Menschen die deutsche Besatzung (vgl. „Litauen“).

WIEDER INS LEBEN FINDEN

Im Jahr 1948 kommen Tamar, ihre Mutter und ihr Stiefvater dort an. Da habe sie langsam wieder Vertrauen zu Menschen gefasst, erinnert sich Tamar Dreifuss. Sie beklagt sich nicht. Nur auf Nachfrage berichtet sie ausführlicher von den Spuren, die die Verfolgung bei dem Mädchen Tamar hinterlassen hat.

Weil sie selbst keine Kindheit hatte, absolviert sie eine Ausbildung zur Erzieherin

Am Anfang hat sie Angst zu sagen, dass sie Jüdin ist. „Und dann hat man mir klar gemacht, dass ich keine Angst zu haben brauche, alle sind Juden.“

Nach der Schulzeit absolviert Tamar Dreifuss eine zweijährige Ausbildung zur Erzieherin: „Weil ich keine Kindheit hatte, eigentlich. Da habe ich gedacht, ich will mit Kindern zusammen arbeiten.“

Im Jahr 1958 tritt sie den Militärdienst an. Durch die Heirat mit ihrem Jugendfreund Harry Zwi Dreifuss wird sie aber schon nach einem Jahr davon befreit. Noch heute sind Tamar und Harry Zwi Dreifuss ein Paar.

Als Harry 1959 zum Studieren nach Deutschland geht, ist es zunächst unvorstellbar für Tamar, mit ihm mitzugehen. Doch schließlich lässt sie sich dazu überreden. Sie findet rasch Arbeit als Religionspädagogin bei der Kölner Synagogengemeinde. Es soll nur ein vorübergehender Aufenthalt sein, aber: „Schicksal ist, dass ich doch hier geblieben bin, bis heute.“ Vielleicht hat es ja einen höheren Sinn, überlegt Tamar Dreifuss.

52



Im Jahr 2002 hat sie die Überlebensgeschichte ihrer Mutter aus dem Jiddischen ins Deutsche übersetzt.¹ Im Jahr 2009 hat sie selbst, mit Hilfe eines Teams, ein Kinderbuch über ihre Rettung geschrieben.² Daraus liest die Holocaust-Überlebende häufig in Schulen. Das Erzählen hilft nicht nur ihren jungen Zuhörerinnen und Zuhörern, die Geschichte besser zu verstehen. Tamar selbst bewältigt die Grausamkeiten ihrer Vergangenheit, indem sie anderen davon berichtet. Sie sagt:

„Wilna ist meine erste Heimat,
denn da bin ich geboren.
Israel ist meine zweite Heimat,
denn da habe ich meine Jugend verbracht.
Und Deutschland ist meine Aufgabe,
denn hier wohne ich.“

*Die Interviews führten Kübra Akmantemiz,
Michaela Elstner und Aylin Özbucak.*

53



 Meine Familie wusste, warum ich dieses Projekt gewählt habe. Ich wollte die Geschichten dieser tapferen, weisen Menschen festhalten, die wir kennenlernen durften. Ihr Mut und ihre Kraft inspirieren mich und bestimmt noch viele andere, die ihre Geschichten lesen können.

Michaela Elstner

¹ Auch wir waren in Ponar – Bekenntnisse einer Wilnaerin

² Die wundersame Rettung der kleinen Tamar 1944:

Ein jüdisches Mädchen überlebt den Holocaust in Osteuropa



– Was können wir aus dem lernen, das Sie erlebt haben?

– Dass das Leben nicht immer rosig war und wir auch schwere Zeiten gehabt haben. Damit sich das nicht wiederholt, muss man ganz, ganz wach bleiben.

Gucken, was in der Politik passiert, und nicht schweigen. Immer äußern, was man denkt, und sich dagegenstellen.

Tamar und ihre Mutter gehen zuerst nach Łódź. Dort lernt Jetta einen Mann kennen, Tamars künftigen Stiefvater. Sie verbringen dann zwei Jahre im Lager für Displaced Persons in Landsberg bei München. Dort besucht Tamar die Schule und lernt Hebräisch, denn die Mutter und ihr Lebensgefährte planen bereits die Auswanderung nach Israel.

ABSCHIED UND VERLUST



SOWMAR KREKER BEFINDET SICH SEIT 2015 IN DEUTSCHLAND. AN SEINEM HERKUNFTSLAND SYRIEN KRITISIERT ER DIE DIKTATUR UND KORRUPTION. VOR DEM BÜRGERKRIEG STUDIERT ER IN DAMASKUS VERMESSUNGSTECHNIK. ER WAR MITBEGRÜNDER DES DAMASKUS KINOCLUBS UND ENGAGIERTE SICH BEI EINER BEOBACHTUNGSSTELLE FÜR FRAUENRECHTE. IM JAHR 2011 BETEILIGTE SICH SOWMAR AN DEN DEMONSTRATIONEN GEGEN DAS REGIME. DESWEGEN WURDE ER VORÜBERGEHEND INHAFTIERT. NACH SEINER FREILASSUNG FLOH ER NACH JORDANIEN. DORT SCHLUG ER SICH MIT UNTERSTÜTZUNG VON FREUNDEN DURCH. ES DAUERTE ZWEI JAHRE, BIS ER VERSTAND, DASS SEINE HEIMAT FÜR IHN VERLOREN WAR.

– **Kannst du von dem Tag berichten, als du von zu Hause weggegangen bist?**

– Ich kam am 1. April aus dem Gefängnis. Das war 2012. Es war in der Nacht. Ich ging nach Hause. Nach einigen Tagen, ich war gerade zu Besuch bei Verwandten, rief meine Mutter an. Sie sagte: „Hallo, einer vom Geheimdienst der Armee kam zu uns. Sie suchen nach dir. Tu‘ etwas, und komm‘ nicht nach Hause!“ Das war glaube ich am 9. April. Am 12. April nahm ich meinen Rucksack und fuhr illegal in den Süden Syriens.

Ich ging nach Jordanien. Ich überquerte die Grenze illegal, weil ich keinen Pass hatte. Ich hatte die Wahl, entweder in die Berge zu gehen und mich am Kampf gegen das Regime zu beteiligen, in den Libanon oder nach Jordanien zu gehen. Ich wollte in den Libanon, aber mein Bruder warnte mich: „Geh‘ nicht dort hin, Syrien und Libanon stehen auf derselben politischen Seite. Du wirst große Probleme bekommen. Jordanien ist viel sicherer.“ Deshalb ging ich nach Jordanien.

– **Du warst im Gefängnis, hast du gesagt?**

– Ich war einen Monat lang inhaftiert, wegen der Beteiligung an der politischen Bewegung. Sie kamen in unser Haus, nahmen mich, meinen Vater und fünf meiner Cousins mit. Wie bei einem Familienausflug gingen wir alle zusammen. Wir waren einen Monat dort, es war aber kein Gefängnis, sondern so etwas wie ein Haftzentrum für politische Gefangene.

– **In Damaskus?**

– Ja, in Damaskus. Wir haben vier Geheimdienste. Den militärischen, den der Luftwaffe, den normalen und den politischen. Das war der politische Geheimdienst.

– **Wie hast du dich damit gefühlt, das Land zu verlassen? War die Entscheidung schwierig?**

– Nein, sie war nicht schwierig. Es war keine Tragödie für mich, das Land zu verlassen, weil ich dachte, es sei nur für ein paar wenige Monate. Dann würde ich zurückkommen. Die Regierung wäre dann weg, gestürzt. Also, sagte ich mir, das ist die Gelegenheit für ein Abenteuer im Ausland. So nahm ich nur einen kleinen Rucksack und Geld im Wert von etwa 50, 60 Euro mit. Genug, denn Syrien ist wirklich billig. Ich hätte nie gedacht, dass Jordanien so teuer ist. Es ist doppelt so teuer wie Deutschland. Mit den rund 60 Euro bin ich also dort angekommen. Mein Freund fragte mich: „Hast du Geld?“ – „Natürlich habe ich Geld, ich habe 60 Euro.“ Er sagte: „Nimm das.“ – „Nein, nein...“ Ich verließ meinen Freund in Amman und besuchte meinen Cousin, der ebenfalls in Amman wohnte. Für das Taxi und für Zigaretten gab ich 20 Euro aus.



Illustration: Sümeyye Savaş

Ich dachte, die 60 Euro würden mir für einen Monat reichen. Am nächsten Tag war ich pleite. [...]

– **War es nicht frustrierend, so lange für Gerechtigkeit gekämpft zu haben, und es änderte sich so lange nichts?**

– Nein, ich fühlte mich niemals wütend, weil wir damit anfangen, unsere Rechte einzufordern und zu demonstrieren. Dann ging direkt der Krieg los. Auch heute bin ich nicht wütend, ich war die meiste Zeit außerhalb von Syrien. Bei dem, was um dich herum passierte, hattest du keine Zeit, wütend zu sein. Wir machten jetzt solche Dinge wie Menschen innerhalb einer Belagerung ernähren, Krankenhäuser aufbauen, Medizin in die Belagerung schmuggeln. Du hast keine Zeit, wütend zu werden. Du bist immer unter Strom. Vielleicht fühlst du nach einer Weile Depression, dass du dein Land verloren hast, deine Verbindungen, all deine Erinnerungen. Aber damit kannst du leben, das ist nicht so schwierig.

– **In welchem Moment hast du das zum ersten Mal gefühlt?**

– Dass ich alles verloren habe? Ich glaube, ich habe mehr gewonnen als verloren. Ich fühle keinen Verlust.

– **Wann hast du zum ersten Mal gedacht, ich habe a, b, c, verloren?**

– Ich glaube das war 2014, als ich zu der Ansicht kam, dass die Regierung nicht stürzen wird und alles noch härter und schwieriger würde. Vor 2014 dachte ich, irgendwann wird die Regierung fallen. Aber jetzt glaube ich, das wird sie nie. Leider.



Mariya Neiman

Von Sophie Stroh

Mariya Neiman wurde 1930 in Borissow, Weißrussland, geboren. Sie überlebte mit ihrer Schwester das Ghetto von Borissow, wo die Deutschen grausam mordeten. Später versteckten Nonnen die beiden Schwestern in einem christlichen Kinderheim. Autorin Sophie Stroh berichtet unter anderem, wie die Holocaust-Überlebende als Kind ihre Familie auf der Flucht verlor. Und von Mariya Neimans Stolz auf ihren Vater, der als Partisan gegen die Deutschen kämpfte.

Sieben Medaillen trägt Mariya Neiman mit stolzer Brust an ihrem Jackett. Diese Medaillen wurden ihr keinesfalls für Kampfhandlungen verliehen. Es sind Jubiläumsmedaillen, die sie regelmäßig erhält, seit dem 50. Jahrestag der Befreiung der Republik Belarus von

der deutschen Besatzung im Zweiten Weltkrieg. Mariya Neiman ist Überlebende des Ghettos von Borissow und Tochter eines Partisans. Die Medaille zum 70. Jubiläum des „Großen Sieges“ erhielt sie mit einer Gratulation des Präsidenten von Weißrussland, Alexander Lukaschenko.

58



Mariya Neiman. Bild: Timo Vogt

59

KRIEGSAUSBRUCH UND GHETTO

Mariya wurde am 22. Dezember 1930 in Borissow (Baryssau) in eine jüdische Familie geboren. Die Stadt liegt in Weißrussland, das damals der Sowjetunion zugehörig war. Mariya ist das älteste von vier Geschwistern. Ihre Eltern hatten ihr ursprünglich den Namen Mera gegeben. Außer ihr waren da Issak, ihr jüngerer Bruder, und zwei kleine Schwestern: Isabelle, die jüngste, und Genja, zwei Jahre jünger als Mariya. Mariyas Vater Jakob arbeitete als Erster Mechaniker in einer städtischen Bäckerei. Ihre Mutter Sara war Lehrerin für Fremdsprachen. Während der Vater arbeiten ging, kümmerte sie sich um den Haushalt. Mariya absolvierte ihre ersten drei Schuljahre. „Das war eine ganz normale Kindheit“, sagt sie. Als am 30. Januar 1933 Adolf Hitler in Deutschland zum Reichskanzler ernannt wurde, konnte noch niemand wissen, dass die Folgen auch sie in der Stadt Borissow treffen würden.

Mariyas Leben sollte sich schlagartig ändern, als am 22. Juni 1941 die deutsche Wehrmacht ohne Kriegserklärung die Sowjetunion überfiel. Weißrussland befand sich an der Grenze zu Polen, das bereits von den deutschen Truppen besetzt war. Kaum waren die deutschen Einheiten in Minsk, drangen sie auch schon bis nach Borissow vor, berichtet sinngemäß Mariya Neiman.

Durch die sommerlichen Straßen sieht die damals Zehnjährige nun Deutsche fahren: „Sie hatten ihre Badehosen an und spielten Harmonika.“ Mariyas Vater ist erst kurz zuvor verwundet aus dem Winterkrieg der Sowjetunion mit Finnland 1939/40 zurückgekehrt und daher nicht zur Verteidigung einberufen worden.



Mariya (rechts) und ihre zwei Jahre jüngere Schwester Genja.
Bild: privat

Er versucht noch, die Familie mit einem Pferdefuhrwerk aus der Stadt zu bringen. Doch die deutschen Truppen rücken schneller vor, als der Wagen fährt.

Mariya und ihre Familie werden wenige Tage nach Kriegsausbruch in ein Ghetto am Stadtrand getrieben. Hierhin werden die mehr als 7.000 jüdischen Einwohnerinnen und Einwohner Borissows noch im Sommer 1941 umgesiedelt (vgl. „Borisov“). „Man ließ uns gar nicht unsere Sachen packen. So, wie wir da gestanden haben, trieben sie uns ins Ghetto“, berichtet Mariya Neiman. Schon die Kinder müssen Zwangsarbeiten wie Schneeräumen oder Kartoffelschälen leisten, und das ist nicht alles: „Immer wieder wurden wir misshandelt“, sagt Mariya.



Bild: Timo Vogt



Auszeichnungen der Republik Weißrussland, die Mariya Neiman zu besonderen Anlässen an ihrer Jacke trägt. Solche Medaillen und Gratulationen werden ihr zu den Jahrestagen des Sieges der Sowjetunion über Nazideutschland geschickt. Zum 70. Siegesjubiläum gratulierte der weißrussische Staatschef Alexander Lukaschenko der Ghettoüberlebenden und Tochter eines Partisans in einem Anschreiben persönlich: „Heute zeigen wir unseren höchsten Respekt und Anerkennung allen, die während des Großen Vaterländischen Krieges für Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes gekämpft haben. [...] Wir verbeugen uns ganz tief, wünschen starke Gesundheit, Munterkeit des Geistes, Glück und Wohlstand.“

Fast genau vier Monate, nachdem Nazideutschland seinen Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion begonnen hat, erschießen die Deutschen am 20. Oktober 1941 gemeinsam mit lettischen Hilfspolizisten mehr als 7.000 jüdische Bewohnerinnen und Bewohner des Ghettos (vgl. Arad: 186). In diesem Zusammenhang schildert Mariya die Grausamkeiten, die an ihnen verübt wurden, und deren Augenzeugin sie wurde: Es wurden zwei Menschen zeitgleich erschossen und Kinder zerrissen oder einfach weggeworfen, um Munition zu sparen.

Damit wird das Ghetto liquidiert. Die Kette der Ereignisse beginnt, die Mariyas Familie auseinanderreißen. Die Neimans bewohnen mit drei anderen Familien ein Haus. Im Erdgeschoss befindet sich eine Schusterei, die einen Zugang zu einem Keller hat. Jener Herbst ist sehr kalt. Draußen liegt Schnee. Eines Tages kommen die Deutschen und treiben alle Bewohner aus ihren Häusern.

Mariyas Familie befindet sich in der Schusterei. Als die Deutschen schon in Sichtweite sind, will der Vater die Familie durch den Zugang in den Keller retten. Die Mutter öffnet die Tür. Mariya, Genja und der Vater steigen hinunter. Doch die Mutter mit den zwei jüngsten Kindern kommt nicht mit. Sie schließt die Kellertür von außen und kaschiert sie – aus Sorge, die Kleinen könnten das Versteck durch ihr Weinen verraten, vermutet Mariya. Der Keller ist angefüllt mit weiteren Menschen.

Rauch dringt ein, denn das Ghetto wurde in Brand gesteckt. „Wir konnten kaum atmen“, erinnert sich Mariya Neiman. Was mit ihrer Mutter passiert ist, hat



Die Geschwister Mariya (rechts) und Genja sind die einzigen Überlebenden der sechsköpfigen Familie. Bild: privat

sie bis heute nicht herausfinden können. Manchmal, wenn sie erzählt, wird sie ganz still und streichelt nur noch das Taschentuch in ihrer Hand. Nach einer gefühlten Ewigkeit verlassen Mariya und Genja mit ihrem Vater den Keller. Es ist schon spät in der Nacht.

Ich hatte nur Angst!

Aus dem Keller, aus den Überresten des Ghettos, rettet der Vater seine beiden zehn- und achtjährigen Töchter.



Die Umgebung kann Mariya durch den schweren Schleier der Angst nicht erkennen. Außerhalb der Stadt, am Fluss Beresina, finden Erschießungen statt. Mariya erinnert sich daran, dass sie an zwei Massengräbern vorbeilaufen. „Wer erschossen wurde hatte Glück“,

„Nein zum Faschismus!“ – „Фашизм не пройдет!“

Mariya Neimans Mitgliedsausweis eines jüdischen Vereins für ehemalige Häftlinge in Ghettos und Konzentrationslagern in Weißrussland, ausgestellt 1996. Das Dokument bestätigt, dass Mariya Neiman im Ghetto von Borissow, Gebiet Minsk, inhaftiert war.

Bilder: privat

kommentiert sie. Manche Menschen seien lebendig in die Gräben geworfen worden. Später hört sie, dass die Deutschen auf dem Rückzug Kriegsgefangene zwangen, die Gräber zu öffnen, die Leichen mit Chlor zu übergießen und sie anzuzünden.



Nach der Flucht aus dem zerstörten Ghetto geht der Vater mit Mariya und Genja zu einem Flugplatz, auf dem er kurzzeitig Zwangsarbeit geleistet hat. Dort kennt er einen deutschen Soldaten, dem er vertraut. Auf dem Weg begegnen sie jedoch einem Polizisten, der sie am Flugplatz an einen anderen Deutschen ausliefert: „Mein Herr, ich habe ihnen Juden gebracht.“

Doch der unbekannte Deutsche bringt sie in einen unterirdischen Bunker und bietet ihnen heißen Tee, Zucker und Brot an. Während Mariya, ihre Schwester und der Vater sich aufwärmen, zeigt der Deutsche ihnen ein Foto seiner eigenen Familie. Er sagt, dass er sich schäme, ein Deutscher zu sein. Nach drei oder vier Tagen fliehen sie weiter. In der Nacht erreichen sie das Haus ihrer ehemaligen Nachbarin namens B.

Der Vater nimmt Abschied und sucht für sich ein anderes Versteck. Frau B. hat eine Tochter von rund 13 Jahren und einen Sohn in Mariyas Alter. Sie versteckt die Mädchen mit dem gelben Stern auf der Kleidung im Haus, als auch schon ein von den Deutschen zum „Polizisten“ ernannter ehemaliger Schuldirektor „Wind“ von der Ankunft der Flüchtlinge bekommt und nach ihnen sucht. Doch gegen ein Glas Wodka lässt er sich fürs Erste abwimmeln. Frau B. schmiedet einen Plan: Ab jetzt sollen die beiden jüdischen Kinder einen typisch ukrainischen Nachnamen tragen und sich als Kriegswaisen aus Wolhynien ausgeben. So werden aus Mera und Genja Neiman Mariya und Elena Kasyro. Mariya wird diesen Vornamen bis heute beibehalten.

Frau B. trennt ihnen den Judenstern von der Kleidung ab und gibt den Schwestern auch neue Kleidungsstücke. Im Schutz der Nacht machen sich alle

vier Kinder auf den Weg. Die Geschwister B. begleiten Mariya und Genja bis zu den Gleisen am Ende der Stadt. Die Kinder gehen einzeln nacheinander: Im Fall einer Verhaftung sollen wenigstens die anderen überleben. „Mariya“ und „Elena“ betteln an den Haustüren um Nahrung. Damit ihre Tarngeschichte nicht auffliegt, muss die zwei Jahre jüngere Genja die Stumme spielen.

ÜBERLEBEN UNTER FALSCHER IDENTITÄT

Kurz vor Silvester 1942 klopfen die beiden Schwestern an einem Haus, in dem ein Polizist wohnt. Er bringt sie kurzerhand in das Kinderheim „Nr. 1“ in Borissow, ein von Nonnen geführtes Heim für Kriegswaisen. Dort werden Mariya und Genja zum Zeichen ihrer

– Wann haben Sie vom Tod ihrer Mutter erfahren und vom Tod des Vaters? Wie ging es Ihnen da und wie geht es Ihnen heute, wenn Sie über diese Erlebnisse sprechen?

– Es ist auch heute sehr schwer. Das vergisst man nie und das ist ein Verlust, den man überhaupt nicht kompensieren kann. Da kann ich nichts machen. Ich versuche, mich auf meine Kinder zu konzentrieren und ihnen zu helfen.



Aufnahme von einer Nonne getauft. Den Namen des Heimleiters, Konstantin Skovorodka, wird Mariya nicht vergessen. Auf ihren Antrag hin verleiht ihm die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem am 9. November 1994 den Titel „Gerechter unter den Völkern“ (vgl. „Skovorodka“).

Den Kindern ist bewusst, dass sie jederzeit sterben können

Im Heim verstecken Mariya und andere ältere Kinder die jüngeren vor den Deutschen. Denn diese veranstalten Razzien, bei denen sie hin und wieder Kinder mit sich nehmen. Heute vermutet Mariya Neiman, dass an ihnen medizinische Experimente durchgeführt wurden. „Wir hatten natürlich furchtbare Angst“, erinnert sie sich. Nach der Zeit im Ghetto empfindet sie das Leben im Heim als eine Erleichterung. Auch wenn es entbehrungsreich und riskant ist. Es grassiert Typhus. Die Ansteckungsgefahr ist sehr hoch, da sie zu zweit in einem Bett schlafen.

Den Kindern ist bewusst, dass sie jederzeit sterben können. „Das war so das Gefühl, noch einen Tag haben wir überlebt“, sagt Mariya Neiman. Rund eineinhalb Jahre verbringt sie im Heim, bis die Rote Armee am 1. Juli 1944 die Stadt befreit (vgl. „Geschichte“). Beim Rückzug der Deutschen wird das Kinderheim von einer Bombe getroffen.

Eine Nonne rettet die Kinder in eine Kirche. Als die Rote Armee in die Stadt vorrückt, entdecken die Soldaten, dass der Glockenturm von den Deutschen vermint worden ist. So entkommen die dort Unterschlüpften haarscharf einer weiteren tödlichen Gefahr.

„Gott hat uns beschützt“, sagt Mariya Neiman. In der Kirche erhält sie ihre zweite Taufe. Denn der Priester vollzieht diesen Ritus zum Zeichen seiner Dankbarkeit für die erneute Rettung an allen Kindern.

Mariya bleibt für die restlichen Jahre ihrer Schulzeit in dem klösterlichen Kinderheim, bis 1948. Ihre Eltern sind nicht auffindbar. Seit dem Abend bei Frau B. haben Mariya und ihre Schwester den Vater nicht mehr wiedergesehen.

Heute weiß sie, dass er mit den Partisanen kämpfte, in der Truppe von Piotr Lopatin, der nach dem Krieg die höchste staatliche Auszeichnung „Held der Sowjetunion“ bekam. Sein Deckname bei den Partisanen war „Onkel Kolja“. Von ihm erfuhr Mariya später auch, dass ihr Vater am 19. April 1944 im Zuge seines Partisanenkampfes umgekommen ist. Während des Krieges wurden schätzungsweise 33.000 Einwohner von Borissow getötet (vgl. „Geschichte“).

LEBEN NACH DEM KRIEG

Für die jugendliche Mariya geht das Leben weiter. Von 1948 bis 1952 besucht sie eine Fachhochschule für Milchindustrie in der Stadt Pinsk. „Ich wollte etwas studieren, das mit Lebensmitteln zu tun hatte“, erinnert sie sich. Sie wohnt damals in einem Heim für Studentinnen und arbeitet in einer Milchfabrik, gemeinsam mit anderen jungen Frauen. Die Mitarbeiter dort erweisen sich als „warmherzige Weißrussen“: „Sie haben immer gesagt, das arme hungrige Kind soll zuerst essen“, erinnert sich Mariya. Erst dann darf sie mit der



Mariya Neiman als Studentin. Bild: privat

Arbeit anfangen. Später schließt sie ein Fernstudium der Chemie ab und wird in derselben Milchfabrik die Chefin des Labors.

In der Nachkriegszeit trifft sie einen alten Schulkameraden wieder. Er ist ebenfalls jüdisch und hat den Holocaust überlebt. Sie heiraten 1952 und bekommen zwei Töchter. Mariya behält ihren Mädchennamen Neiman, „aus Respekt vor den Eltern“. Der Ehemann, ein Journalist, verstirbt mit 56 Jahren. Mariya arbeitet zehn Jahre über den Renteneintritt hinaus, um ihren Kindern ein Studium zu ermöglichen. Im Jahr 2000

emigriert sie mit ihrem Enkelsohn, der eine Stelle an einer Universität bekommen hat, nach Deutschland.

In Köln ist Mariya Neiman Mitglied der Synagogengemeinde. Auf die Frage, ob sie sich heute als jüdisch sieht, antwortet sie: „Gott ist einzig. Ich wurde zweimal getauft, meine Kreuze habe ich meinen Kindern geschenkt. Ich habe immer noch diese Gebetsbücher, die ich damals bekommen habe. Ich glaube an Gott.“

Die Interviews führten Alina Grap, Rosa Kriegel, Lisa Steinhoff und Sophie Stroh.



Bild: Timo Vogt



Ich bin sehr zufrieden. Die Mädchen sind wunderbar, sehr gebildet und kultiviert. Ich bin froh, dass meine Gesundheit es mir erlaubt hat, an diesem Projekt teilzunehmen. Ich hoffe, dass ich weiter machen kann.

Mariya Neiman

Die Gedanken an das Interview mit Mariya, dieser wundervollen Frau, lösen in mir, jung und unerfahren, Bewunderung aus. Dafür bin ich dankbar!

Sophie Stroh



Bild: Timo Vogt



Bilder: Ralf Jesse

HANDELN



DIE GESCHICHTE EINES MENSCHEN DARF NICHT VERGESSEN WERDEN!

Am Hauptbahnhof, ich höre mit

Frau: Liebling, wie sind deine Eltern nochmal gleich hierhergekommen?

Mann: Damals kamen sie 1978 aus dem Ira —

Frau: Nein du Trottel, wie sie von Berlin aus hergekommen sind, um uns zu besuchen. Mit dem Auto?!

Mann: Ja ...

Frau: Also wirklich, das ist ja unverantwortlich, in diesem Alter noch selbst solch eine Strecke mit dem Auto zu fahren.

Mann: Weißt du was? Du bist wirklich unglaublich!

- Bevor der Streit eskalieren kann -

Ich: Entschuldigen Sie, aber ich glaube, Ihr Mann versucht, Ihnen etwas über seine Geschichte zu erzählen, und dabei sollten Sie zuhören. Die Geschichte eines Menschen darf nicht vergessen werden!

Rosa Kriegel

70

Einmal haben wir im Unterricht über Flüchtlingspolitik geredet. Zu dieser Zeit hatte das Thema gerade seinen Höhepunkt erreicht, und ich erinnere mich, wie einige wenige meiner Klassenkameraden völlige Ablehnung den Flüchtlingen gegenüber zeigten. Ihre Argumente hielt ich für größtenteils sinnlos. Meine Lehrerin und ich waren die einzigen, die dagegen anzukämpfen versuchten. Der Rest blieb, wohl verunsichert, still. Ich erinnere mich, wie geschockt und wütend ich war.

Irgendwie konnte ich mich in der Situation, in der diese Menschen sich befanden, wiedererkennen; sinnlose Gründe und wilde Behauptungen über dies und jenes, und warum der Aufenthalt vieler Ausländer in Deutschland unerwünscht sei, kannte ich sowohl aus Erlebnissen meiner Verwandten, als auch von der Hassquelle Nummer eins auf der Welt: dem Internet.

Doch jetzt und hier, live diese teils ungerechtfertigten Kommentare einiger Mitschüler über andere Menschen in Not zu hören, das war ganz anders. Es war schockierender und irgendwie erschreckender.

Ich konnte noch nie diese strenge Abneigung mancher, wenn es um Einwanderung geht, verstehen. Natürlich ist dieser ganze Prozess, wie Einwanderung gestaltet wird, nicht fehlerfrei. Aber welche politischen Aktivitäten sind das schon? Ein Menschenleben ist einfach zu kostbar. Als dann zum gefühlten hundertsten Mal der Kommentar: „Die kommen hierhin mit ihren I-Phones und Pradataschen, die brauchen gar keine Hilfe!“ lautstark in den Raum posaunt wurde, antwortete meine Lehrerin etwas, das ich nie vergessen werde: „Versuch du doch mal, mit deinem I-Phone oder deiner Designertasche in der Hand, einen Krieg zu überleben.“

71

Aylin Özbucak

ICH TREFFE AUF NEUE PERSONEN UND HERAUSFORDERUNGEN

Ich komme montags nach Hause, Papa fragt: „Was habt ihr in der Schule gemacht?“ Ich antworte: „Ich traf auf neue Personen und Herausforderungen.“ Ich esse und fahre dann zu Freunden, sie fragen: „Wie war's heute?“ Ich antworte: „Ganz okay, ich traf neue Personen und mit ihnen auf Herausforderungen, und bei euch?“ Eine schülertypische Konversation entsteht, jeder teilt sein Leid oder eben nicht Leid mit und man regt sich über Lehrer auf, die jeder oder keiner kennt.

Später fahre ich nach Hause, telefoniere mit meiner Oma und sie fragt mich: „Wie war die Schule?“ Und ich antworte: „Gut, ich traf auf neue Personen und daraus entstehende Herausforderungen, wie zum Beispiel die Technik an den Aufnahmegeräten.“ Wie immer weiß Oma bestens über mein Leben Bescheid, so wie über das Zeitzeugenprojekt in der Schule, und wir reden über ihre Kindheit und ihre verletzten Gefühle, Erinnerungen, Erfahrungen, die sie im Zweiten Weltkrieg gemacht hat. Und wieder kann ich nach dem Telefonat sagen: „Ich traf neue Personen und stand damit vor einer neuen Herausforderung, denn ich habe meine Oma als Kind kennengelernt und stand vor der Herausforderung, meine sonst so fröhliche, aufgeweckte und starke Oma weinend am Telefon zu trösten.“

Wenige Tage später bin ich im Stall und Kinder fragen mich, ob ich hier immer sei, und ich antworte: „Nein, ich gehe noch zur Schule.“ Darauf möchten sie wissen, was ich da mache, und wieder einmal antworte ich mit: „Ich treffe auf neue Personen und Herausforderungen.“ Sie schauen mich fragend an, sie verstehen es NOCH nicht, das ist aber nicht so schlimm, denn irgendwann werden sie mich verstehen.

Doch was der Hintergrund zu diesem Satz ist, entscheidest du, und nur wer fragt, erfährt die ganze Geschichte.

Sophie Stroh

Dieses Projekt fördert Toleranz, weil man mit Leid in Verbindung kommt und dieses niemandem wünscht.

Marlon Zimmermann

Fehlverhalten der Regierung

Legal oder illegal?

Untergang!

C /

Hört auf!!

Tyrannie

AUFBEGEHREN



SOWMAR KREKER ERREICHTE DEUTSCHLAND ÜBER DIE TÜRKEI, GRIECHENLAND, DIE BALKANLÄNDER UND ÖSTERREICH. NACH SEINER FLUCHT AUS SYRIEN 2012 LEBTE SOWMAR KREKER IN JORDANIEN. SEINE FAMILIE LEBTE NOCH IN SYRIEN, WO SICH DIE SICHERHEITSLAGE WEITER VERSCHLECHTERTE. DESHALB SCHICKTEN DIE ELTERN SCHLISSLICH IHRE BEIDEN 15 UND 21 JAHRE ALTEN TÖCHTER AUF DIE FLUCHT. SOWMAR TRAF SEINE SCHWESTERN 2015 IN ISTANBUL, UM SIE NACH EUROPA ZU BEGLEITEN. ALS SIE IN DER TÜRKEI IN RICHTUNG GRIECHENLAND UNTERWEGS WAREN, GING DAS FOTO DES ERTRUNKENEN SYRISCHEN JUNGEN AYLAN KURDI DURCH DIE MEDIEN. SEIN TOD LÖSTE UNTER DEN FLÜCHTLINGEN ANGST UND ENTSETZEN AUS. MIT VIELEN ANDEREN, DIE IN DER TÜRKEI FESTSASSEN, KÄMPFTEN SOWMAR UND SEINE SCHWESTERN FÜR DAS RECHT AUF EINE SICHERE ÜBERFAHRT NACH EUROPA.

– Die Demonstration war am 15. September 2015. Wir starteten auf der Autobahn Richtung Bulgarien oder Griechenland. Drei Tage lang demonstrierten wir auf der Autobahn, und das war recht aufregend. Nach drei Tagen versuchten wir mit der Regierung zu verhandeln, dass wir über die Grenze wollten, und dass wir mit politisch Verantwortlichen der EU sprechen wollten. Wir wollten nicht mit der türkischen Regierung reden. Diese sagte:

„Die wollen euch nicht. Das kommt in den Nachrichten.“ Am dritten Tag haben wir die Autobahn von vielleicht 12 Uhr mittags bis 10 Uhr nachts blockiert. Dann kamen Militär und Polizei und brachten uns in eine Stadt. Nicht ins Gefängnis, aber zu einem besseren Platz, um unsere Demonstration fortzusetzen. Als ich dort aufwachte, waren aus 3.000 Menschen vielleicht 150 geworden. Alle waren gegangen, weil die Regierung das

74

Gerücht verbreitete, die Armee würde uns festnehmen und uns ins Gefängnis oder in ein Lager sperren. Also gingen die Leute weg. Ich, meine Schwestern und zwei Cousins blieben. Das war die Demonstration.

– **Kannst du uns etwas über die Reise berichten? Über deine Gedanken, Probleme und Gefühle?**

– Zuerst, während der Demonstration, war ich super aufgeregt, denn ich mag politische Aktionen. Ich begann, als Journalist über die Demonstration zu berichten, schickte Nachrichten und Berichte. Es war richtig gut für mich, aber meine Schwestern waren ermüdet. Am dritten Tag auf der Autobahn wurden sie sauer. Sie wollten zurück nach Istanbul. Wir machten dann einen Deal. Fünf Kilometer weiter gab es ein sehr kleines Dorf. Ich ging dorthin und managte, dass sie irgendwo duschen und sich ausruhen konnten. Dann kamen wir zurück. Es war ganz lustig, weil noch ein Freund von mir aus Italien dabei war, der Fotograf ist. Er kam in die Türkei und begleitete mich auf der gesamten Reise. Wir waren 14 aus unserem Dorf, wir hatten viel Spaß zusammen. Wir fuhren in den Süden, um die Überfahrt zu machen. Ungefähr zehn Tage verbrachten wir dort, lagen am Strand, tranken Eistee, aßen erstaunlich lecker und verhandelten mit dem Schlepper, der sein Geld haben wollte. Ich habe ihm gesagt, ich habe nur so und so viel, und ich warte, bis du bei dem angekommen bist, was ich bezahlen kann.

Es gab zwei Stressmomente: Bei der Demonstration kämpfte meine Schwester gegen die Soldaten und Polizisten. Ich sah nur die kämpfenden Menschen und suchte nach ihr, aber konnte sie nicht entdecken. Sie

75

ist 20 Jahre alt, klein und schmal, 53 Kilogramm. Ich konnte sie nicht sehen. Und dann hörte ich aus der Mitte der Kämpfenden heraus ihre Stimme – sie kämpfte. Ich war sehr gestresst. Ich sah Menschen – ich kann euch Fotos von dem Kampf mit der Polizei schicken – die sahen wirklich beängstigend aus. Ich wollte zu meiner Schwester, aber da kämpften 1.500 Menschen und ich kam nicht durch. Dann kam sie heraus und schaute mich an: „Wo warst du, warum kämpfst du nicht?“ – „Entschuldigung – weil ich nicht kämpfe!“

Meine Schwestern überquerten vor mir das Meer. Ich wartete mit dem Schlepper und einer Frau ihre Überfahrt ab. Das waren nur 15 Minuten. Während derer war ich sehr gestresst. Ich wollte, dass sie ankämen. Als sie drüben waren, sagte ich mir: „Okay, setz dich wieder hin und entspann dich!“ Das sind die beiden Momente, in denen ich Stress hatte.

Peter

Finkelgruen

Von Carina Gramer und Sümeyye Savaş

Peter Finkelgruen wurde 1942 in Schanghai geboren, wohin seine Eltern vor der NS-Verfolgung geflüchtet waren. Seine ersten Lebensjahre überlebte er im Ghetto. Nach dem Krieg emigrierte er über Prag nach Israel und schließlich nach Deutschland. Die Autorinnen Carina Gramer und Sümeyye Savaş berichten unter anderem über den Kampf des Journalisten um ein Verfahren gegen den NS-Täter, der seinen Großvater ermordet hat, sowie darüber, wo Peter Finkelgruen sich heimisch fühlt.

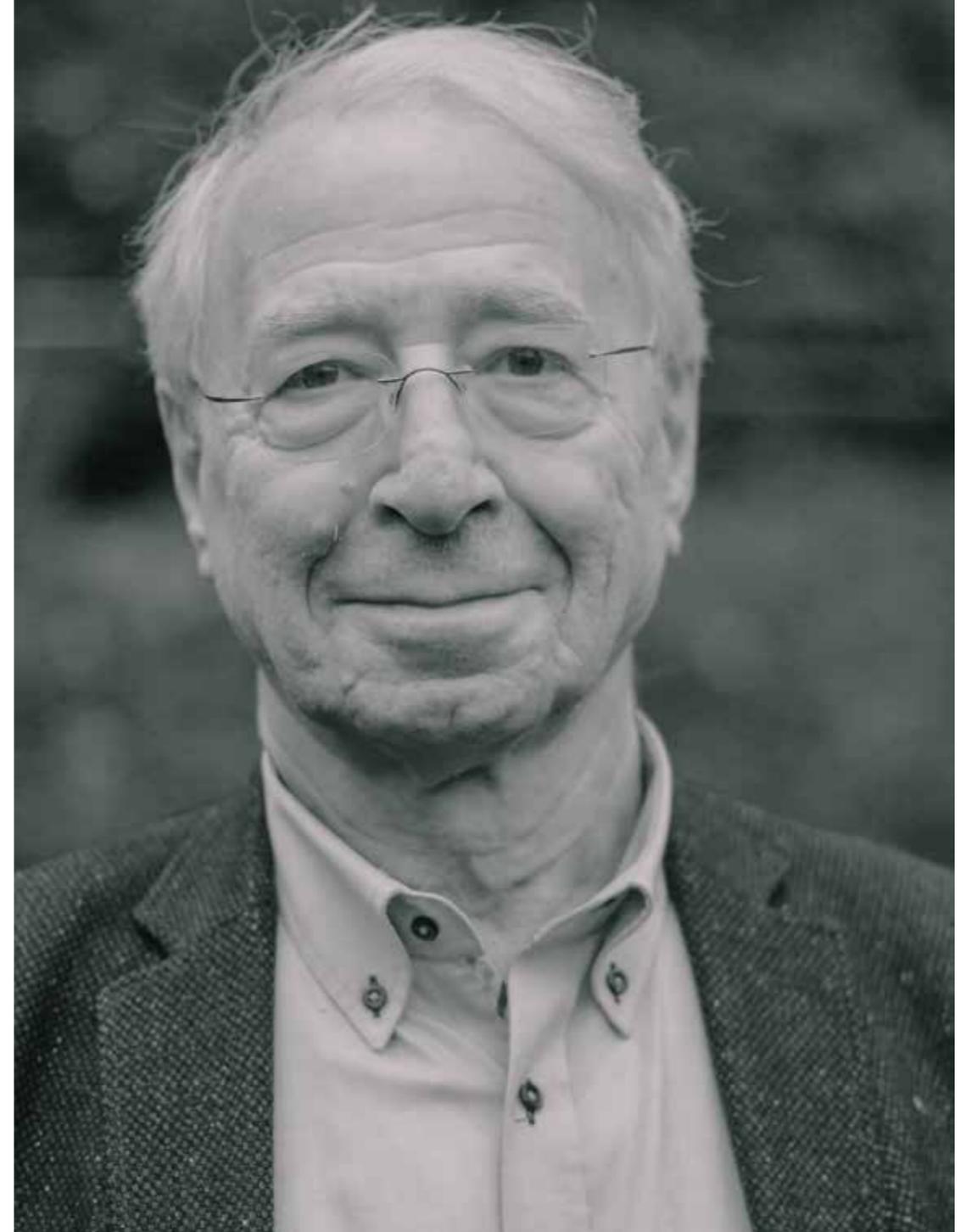
„Ich habe immer auf die Frage ‚Wo fühlst du dich heimisch?‘ geantwortet: ‚Unterwegs!‘“, sagt Peter Finkelgruen. Der Mann mit den wachen Augen und dem schlohweißen Haar bringt zum Gespräch gerne einen alten Stadtplan von Schanghai mit, in dem die Straßenzüge seiner Kindheit eingezeichnet sind. Chinesische und europäische Kinder spielten und sprachen dort

zusammen auf Chinesisch, ohne Unterschiede zu machen. Vielleicht hat diese Erfahrung eine Spur zu einem Wesenszug von Peter Finkelgruen gelegt: seiner Offenheit gegenüber der Verschiedenartigkeit von Menschen.

Peter Finkelgruen hat an vielen Orten gelebt: Schanghai, Prag und Israel. Aber nicht freiwillig.

76

Peter Finkelgruen.
Bild: Timo Vogt



VOR PETER FINKELGRUENS GEBURT

Peters Eltern Ernestine und Hans mussten vor der Verfolgung durch die Nationalsozialisten fliehen. Hans war Jude. Im Jahr 1940 reiste er, gefolgt von seiner Frau, aus dem damaligen „Protektorat Böhmen und Mähren“ in Richtung Schanghai aus. Schanghai entwickelte sich mit den verzweifelten Ausreisebemühungen jüdischer Menschen nach der Reichspogromnacht zu einem letzten Zufluchtsort, weil für die Einreise kein Visum oder größeres Vermögen notwendig war (vgl. *Hochst. u. Lohf.*).

Zur Familie Finkelgruen in Prag gehörten damals noch Peters Großeltern Anna Bartel und Martin Finkelgruen. Anna war evangelisch, Martin jüdisch.

Anna hatte Martin zunächst versteckt, doch sie wurde denunziert. Als Anna später, 1946 in Prag, ihren vierjährigen Enkel Peter erstmals in ihre Arme schließt, hat sie nicht weniger als drei Konzentrationslager überlebt. Peters Großvater Martin Finkelgruen ist in Theresienstadt von einem Aufseher erschlagen worden.

VON SCHANGHAI NACH PRAG

Peter Finkelgruen wurde am 9. März 1942 im Schanghai Stadtteil Hongkew geboren. Die Situation der Familie verschlechterte sich erheblich, nachdem die mit Deutschland verbündeten japanischen Besatzer den Stadtteil im Februar 1943 zum Ghetto umwandelten. Bis 1941 hatten sich mindestens 18.000 Juden aus Europa nach Schanghai geflüchtet. Hongkew hatte 1,5 Quadratkilometer Fläche. Neben den Flüchtlingen lebten

dort 100.000 Chinesen (vgl. *Wulf; Armbr. und Hochstadt*). Peters Vater verstarb noch 1943 an den miserablen Lebensbedingungen im Ghetto. Peter und seine Mutter Ernestine litten große Not. Peter Finkelgruen erinnert sich noch daran, wie er mit einer der vielen Leichen auf der Straße spielte, bis man sie ihm abnahm. Es herrschten Hunger und mangelnde Hygiene. Es gab überall Ratten. Peter Finkelgruen hat bis heute Angst vor ihnen, weil sich die Umstände des Ghettos so in seinen Kopf eingebrannt haben.

Nach der Befreiung Schanghais 1946 kehrte Ernestine mit dem kleinen Peter zu ihrer Mutter Anna nach Prag zurück. Peter Finkelgruen erinnert sich daran, dass das Schiff, das sie nach Wladiwostok brachte, Smolny hieß. Er erinnert sich an den starken Dieselgeruch des Lastwagens, der sie vom Schiff zur Bahnstation brachte; daran, wie sie mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Moskau fuhren und einen Abstecher ins Lenin-Mausoleum machten. Dann reisten sie weiter nach Prag.

Gleich am Prager Bahnhof ermahnten die beiden Frauen Peter, dass er kein Deutsch sprechen dürfe. Das schränkte ihn sehr ein, da er zwar Deutsch, Englisch und Chinesisch sprach, aber kein Tschechisch. Das Leben in Prag brachte noch eine weitere gravierende Umstellung: Ernestine musste kurz nach der Ankunft zum ersten Mal ins Krankenhaus. Die nächsten drei Jahre lang erlebte Peter, wie seine Mutter immer wieder von zu Hause ins Krankenhaus gebracht wurde. Manchmal war sie nur für eine Woche zu



Herr Finkelgruen zeigte uns, wo sein früheres Zuhause war. Als er zum ersten Mal nach Jahren wieder in Schanghai war, hat er das Haus aufgesucht, in dem er gelebt hatte. Oben auf dem Dach, so erzählte er uns, hatte er sich einmal mit seiner Mutter gewaschen und auf dem Geländer war eine kleine Einkerbung. Diese fand er sogar wieder, was ich beeindruckend fand.

Carina Gramer



Bild links: Die vergrößerte Kopie eines Stadtplans von Schanghai. Er zeigt die Stadt in den 1940er-Jahren, als die Straßennamen noch englisch waren. Als Peter Finkelgruen rund 50 Jahre nach seinem Wegzug wieder in seine Geburtsstadt Schanghai kam, half ihm der historische Stadtplan, sich zu orientieren. Bild oben rechts: Die Dachterasse von Haus 3, Wayside Road 289. Hier lebte Peter Finkelgruen mit seiner Mutter. Die Adresse fand er mithilfe eines alten Briefes und des historischen Stadtplans.

Bild: privat



Hause. Da Peter durch die Lebensumstände im Ghetto sehr mager war, fütterte die Großmutter ihn durch. Sie bereitete ihm oft Wiener Schnitzel zu, das seine Lieblingsspeise wurde und heute noch ist. Damit seine Knochen stärker würden, gab es auch öfter „ein Stamperl“ Eierlikör, in den sie immer Eierschalenmehl untermischte. „Aber die Knochen sind auch gut geworden“, scherzt Peter Finkelgruen.

Dass er kein Deutsch sprechen durfte, schränkte ihn sehr ein. Er sprach Deutsch, Englisch und Chinesisch, aber kein Tschechisch

Prag war ganz anders als Schanghai. In Schanghai hatten großes Durcheinander und „Gewusel“ geherrscht. In Prag waren die Menschen anders. Außerdem wirkte die Stadt ruhig und ordentlich, was eine beruhigende Wirkung hatte.

Während dieser Zeit, 1948, ereignete sich in der Tschechoslowakei der „Siegreiche Februar“, ein politischer Umsturz, der die Kommunisten an die Macht brachte (vgl. Bock). Aus frisch installierten Lautsprechern schallten militärische Parolen. Mit einem Auflachen in der Stimme erzählt Peter Finkelgruen von der Propaganda in der kommunistischen Tschechoslowakei: Den Grundschulern wurde gesagt, die „amerikanischen Imperialisten“ hätten Kartoffelkäfer abgeworfen, damit die Ernte verderbe. Die Kinder wurden auf die Felder geschickt, um die Schädlinge einzusammeln.

Peter Finkelgruen erinnert sich noch gut daran, wie sie Gläser voller Käfer auf einem Regalbrett im Treppenhaus

der Schule aneinanderreichten, als Leistungsbeweis der „jungen Pioniere“. Dass er Lenin in seinem Sarkophag gesehen hatte, verschaffte Peter nun zusätzlichen Respekt.

Mit seiner Mutter sprach er zum letzten Mal bei ihnen zu Hause. Peter hatte sich wahrscheinlich geprügelt und war mit verweinten Augen heimgekommen. Ernestine sagte ihm: „Peter du musst dich wehren, wehren, wehren!“ Ihre Stimme klang ernst und sie sprach sehr eindringlich. Peter war in der Schule, als sie im Krankenhaus verstarb. Großmutter Anna erzählte ihm, was passiert war. Er war ganz benebelt und realisierte ihre Worte nur halb. Da geschah etwas, das Peter Finkelgruen als „kitschig, aber berührend“ beschreibt: Durch das offene Fenster flog ein Vogel herein. Er flog hin und her, dann flog er wieder heraus. „Das war deine Mutter. Sie hat sich nochmal von dir verabschiedet“, sagte ihm die Großmutter.

Nach Ernestines Tod bereitete Anna ihre Emigration nach Israel vor. Peters Tante lebte dort, und seine Mutter hatte den Wunsch geäußert, Peter möge zu ihr kommen. Der zweite Grund war, dass die Großmutter das kommunistische Land verlassen wollte. Peter erinnert sich an ihre Pässe. In diesen war die Gestattung zur Durchreise durch verschiedene Länder vermerkt, darunter durch Deutschland. Da die Propaganda sehr auf den damals Achtjährigen eingewirkt hatte, fragte er die Großmutter: „Durch welches Deutschland? Durch das böse Deutschland oder das gute Deutschland?“



Peter Finkelgruen (vorne rechts) nach dem Krieg in Schanghai. Bild: privat

VON PRAG NACH HAIFA

Im Jahr 1951 traten die beiden ihre Reise an. Dabei sah Peter durch das Zugfenster, nachts, bei Vollmond, zum ersten Mal die Alpen. Sie kamen ihm riesig vor. In Israel zogen Anna und er zu Tante und Onkel in einen Kibbuz bei Haifa; später aufs Land. Dort lebten sie in einem Einzimmerhaus und bewirtschafteten ihren Garten. Zur Vorbereitung seines Abiturs zog Peter in ein anglikanisches Internat in Jaffa bei Tel Aviv. Dort legte er ein externes Abitur der Londoner Universität ab – in Badehosen, wegen der Sommerhitze am Mittelmeer.

Während seiner Jugend in Israel hatte Peter Finkelgruen „vielmehr zu verdauen“ als in Prag. Er versuchte, seine Lebenswelt zu verstehen, in der es viele neu Eingewanderte, die Überlebenden der Konzentrationslager und seine arabischen Freunde gab. Seine Idole waren die gleichen, die wahrscheinlich alle Jugendlichen seiner Zeit hatten: die amerikanischen Filmhelden.

LEBEN IN DEUTSCHLAND UND VORÜBERGEHENDE RÜCKKEHR NACH ISRAEL

Zum Studium der Politikwissenschaften begab sich der damals 18-jährige Peter 1959 mit Rücksicht auf seine Großmutter nach Deutschland. Die Erinnerung an seine Reise nach Europa verdeutlicht Peter Finkelgruen, wie die Verhältnisse sich geändert haben: Während des – vermutlich verqualmten – Fluges von Tel Aviv nach Frankfurt am Main bot die Stewardess den Fluggästen Gratis-Zigaretten an. Einer der ersten

Eindrücke in Deutschland war die Fahrt auf der glatten Autobahn in die Stadt.

Während Peter Finkelgruen erst in Freiburg, dann in Köln studierte, begann er, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu reflektieren: „Es war die Zeit, in der Deutschland sehr dominiert war von Leuten, die sich in der NS-Zeit ihre Lorbeeren geholt haben“, erzählt er. Er reagierte darauf mit einer „Mischung von Empörung“ und dem „Interesse, sich damit auseinanderzusetzen“. Er kämpfte innerhalb der 68er-Studentenbewegung gegen die fehlende Aufarbeitung des Nationalsozialismus und engagierte sich auch parteipolitisch, im linken Flügel der Kölner FDP. Schließlich ergriff er den Journalistenberuf: „Irgendwann hatte ich die Vorstellung, du willst, dass die Leute lesen, was du schreibst.“

Im Jahr 1963 begann Peter Finkelgruen als Journalist beim Auslandssender Deutsche Welle zu arbeiten. In den folgenden Jahren betätigte er sich aber auch eigenständig publizistisch. Ab 1981 ging er als Korrespondent der Deutschen Welle nach Israel, wo er später als Büroleiter der Friedrich-Nauman-Stiftung arbeitete. Heute erinnern sich seine Frau und er manchmal an das „goldene Jahrzehnt“, das sie in Jerusalem verbracht haben: „Der Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern war auf niedrigem Level, man hatte das Gefühl, alles öffnet sich. Daran zurückzudenken, ist Nostalgie. Eine schöne Nostalgie, aber gleichzeitig ist auch ein Stück Wehmut dabei.“ Im Jahr 1988 kehrte Peter Finkelgruen nach Deutschland zurück.



– Sie sind ja oft gereist. Wie ist Ihr Menschenbild? Wie sollte ein ideales Menschenbild Ihrer Meinung nach aussehen?

– Zwischen Ideal und Wirklichkeit besteht ein großer Unterschied. Ideal ist für mich, wenn man sich die Fähigkeit erwirbt, offen zu sein, für das, was andere einem präsentieren. Das ist natürlich verbunden mit der Hoffnung, dass das umgekehrt auch so ist. Die Wirklichkeit ist, dass, und das habe ich immer wieder in meiner Biografie erfahren, Menschen sehr stark in Gruppengefühlen gefangen sind. [...] Das [Nichtwissen] produziert falsche Haltungen, das produziert auch Aggressionen und Konflikte.

SUCHE NACH GERECHTIGKEIT

Seine Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte begann 1989, als er zufällig durch eine Freundin seiner Großmutter den Namen jenes SS-Mannes erfuhr, der seinen Großvater Martin erschlagen hatte: Anton Malloth. Mit großer Entschlossenheit und Durchhaltevermögen begab sich Peter Finkelgruen daraufhin in einen elf Jahre dauernden Kampf um die Verurteilung des Mörders. Er musste eine Skala an

Registern ziehen. Um das Strafverfahren am Laufen zu halten, trieb er Zeugen auf und erzeugte öffentlichen Druck. Schließlich hatte er Erfolg: Malloth wurde 2001 von einem deutschen Gericht zu lebenslanger Haft verurteilt (vgl. Winkel). „Nicht jeder hat alle Möglichkeiten, den Rechtsstaat auch durchzusetzen“, bilanziert Peter Finkelgruen, „man muss lernen, wie der Apparat funktioniert.“ Seine Eindrücke und Erlebnisse mit einer Justiz, die den Täter schützte, und nicht seine Opfer, hielt Peter Finkelgruen in einem Buch fest.¹

PETER FINKELGRUEN HEUTE

Über die heutige Politik in Deutschland denkt Peter Finkelgruen sehr viel Positives. Der Journalist hält Deutschland für eine „recht zuverlässige Demokratie“. Es sei keine ideale Gesellschaft, aber „ein gutes Land, jetzt“. Peter Finkelgruen hat aber nicht vor, zu den aktuellen gesellschaftlichen Fragen zu schweigen.

Der Krieg in Syrien und Irak, das Leid der Flüchtenden, treiben ihn um. In der fehlenden Aufnahmebereitschaft mancher europäischer Staaten und Teilen der deutschen Gesellschaft sieht er eine Parallele zur Situation seiner Eltern. Sein Vater war in seiner Not „von Konsulat zu Konsulat“ gerannt und hatte nirgendwo ein Einreisevisum bekommen.

Im Jahr 2015 sah Peter Finkelgruen das Foto des kleinen syrischen Jungen Aylan, dessen Leiche an einen türkischen Strand gespült wurde.

¹ Haus Deutschland oder die Geschichte eines ungesühnten Mordes



■ Auf der Suche nach der Vergangenheit:
Großvater Peter Finkelgruen und sein
Enkel bereisen gemeinsam Schanghai.
Bilder: privat

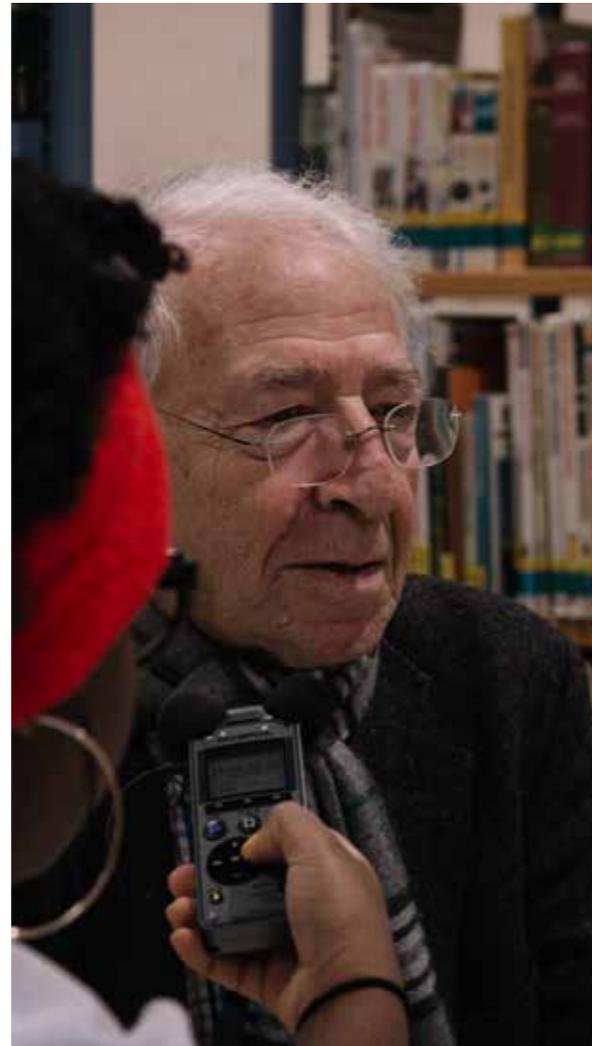
”

**FLÜCHTLINGE WERDEN WEITER
KOMMEN. JE FRÜHER MAN
VERSTEHT, DASS ES SO IST, UND
WENN MAN VERSTEHT, WARUM
ES SO IST, DESTO BESSER.“**

Peter Finkelgruen

Er schrieb sofort einen mahnenden Artikel. „Flüchtlingschicksale wiederholen sich. Das ist immer das gleiche Problem“, sagt er. Als Zeitzeugen lesen seine Frau, die Schriftstellerin Gertrud Seehaus, und er, in Schulen aus einem gemeinsamen Kinderbuch.² „Jeder soll sich der Geschichte bewusst sein“, findet Peter Finkelgruen. Nur dann könne man die Aktualität verstehen. Wenn er religiöse Traditionen wie das christliche Weihnachten oder das jüdische Pessachfest begeht, dann nicht, weil er gläubig wäre, sondern weil diese Rituale an die Geschichte erinnern.

Die Interviews führten Carina Gramer, Sarah Mfuende, Sümeyye Savaş und Lynn Tsui.



Bilder: Timo Vogt



DER MENSCH SOLLTE OFFENER WERDEN

Sobald sich Menschen verschiedener Art, verschiedenen Aussehens treffen, verschließen sich die Herzen. Vorurteile regieren die Welt. Der Mensch sieht eine Person als einen „Jemand“, bevor er wirklich weiß, wer dieser Jemand ist. Der Mensch sollte offener werden. Ein neues, leeres Kapitel öffnen und es mit eigenen Erlebnissen und Erfahrungen füllen. Man sollte eine Person akzeptieren

und tolerieren und ihr nicht mit verschlossenen Herzen und Türen entgegen treten. Offenheit ist der Schlüssel zu einer neuen, besseren Welt, wo jeder eine Chance auf einen Platz in der Gesellschaft hat. Sie wäre ein wichtiges Fundament für eine friedvolle Welt.

Lynn Tsui

² Opa und Oma hatten kein Fahrrad

TRAUM EINER PERSPEKTIVE



FRIEDEN

LANG

UNHEIMLICH

CHAOS

HILFE

TEILEN

(NICHT) ZU HAUSE

Die Familie träumt,
von einer Zukunft „zu Hause“.
Ich weiß nicht, wo meins ist,
Ich bin nirgends zu Hause.

Hier Migrant, dort Ausländer,
mein Name ist anders,
ich werde anders behandelt.

Vergesse manchmal, dass mein Name anders ist,
vergesse manchmal, dass man
mich anders behandelt.

Komme doch nicht von einem anderen Planeten,
wir sind doch alle von der Erde.
Bin kein Außerirdischer, nur ich.

Fühl' mich hier nicht wohl,
manchmal nicht,
man müsste jeden Pass der Welt verbrennen,
dann wäre ich wirklich glücklich.

Sehe Hass in mancher Menschen Augen,
doch das macht nichts,
ihr Hass ist ein Teil,
ein Teil von meinem „Zuhause“.

Aylin Özbucak

VERBUNDENHEIT

Deutschland ist meine Heimat.

Ich kann Vergleiche ziehen.

Vielleicht bedeutet Heimat auch Gewohnheit.

Alles, was mir gewohnt erscheint, ist auch gut, oder?

Verbundenheit

Mein Geburtsort, meine Welt.

Stereotype.

Auch, wenn es welche sind, finde ich diese wahr.

Die Ordnung und Organisation.

Heimat bedeutet Familie.

Doch ich mache es nicht nur daran fest.

Der Ort, an dem ich mich wohlfühle.

An dem ich mich ausleben kann und Chancen ergreife.

Sümeyye Savaş

SIE

Sie, Victoria Hope, geboren am 18.06.1999, geht aus dem Flughafen. Wenig später steht sie mitten in New York. Zum ersten Mal reist sie alleine. Mit gerade einmal frischen zwanzig Jahren.

Eigentlich wollte sie nach der Schule immer für ein Jahr nach England, doch in ihrem vorletzten Schuljahr entschied sie sich spontan für die USA. Dies überraschte ihre Eltern und engen Freunde sehr. Alle wussten, wie sehr Victoria sich wünschte, eines Tages in England zu studieren oder/und zu leben. Sie verstanden nicht, warum Victoria sich aus heiterem Himmel entschieden hatte, für ein Jahr als Au-pair nach Amerika zu gehen.

Sie steht genau in diesem Moment mit ihren Gasteltern und deren zwei Kindern an einer Straße, einer belebten Wohnsiedlung in New York. In ihr gehen die Gefühle drunter und drüber. Ein reines Chaos. Auf dem Rücken trägt sie ihren himbeerfarbenen Rucksack und mit der linken Hand hält sie ihren Koffer fest. Alle um sie herum reden durcheinander. Die Kinder sind aufgereggt und wollen mehr über sie erfahren. Die Eltern lächeln sie an. Sie lächelt zurück und schließt für paar Sekunden die Augen. Sie denkt an ihre fünf Geschwister, an ihre Eltern und an ihre engsten Freunde. Auch denkt sie daran, dass dieses Jahr, das sie hier verbringt, weit von ihrer Umgebung entfernt, sehr anstrengend werden wird.

Aber auch, dass sie sich neu kennenlernen kann. Victoria, ungebunden auf einem anderen Kontinent und zum Großteil auf sich gestellt. Sie hat die Augen zu,

sie sieht ihren kleinsten Bruder vor sich, Gideon wird zwei Jahre alt sein, wenn sie wiederkommt.

Sie grinst.

Sie hört die Fragen der Kinder und die Gasteltern, die diese zu beruhigen versuchen. Sie hört den Lärm der Autos, das Hupen der Taxis und Vögel, die irgendwo zwitschern. Drei Wochen ist es nun her, dass sie 20 Jahre alt geworden ist. Einige Stunden sind vergangen, seit sie sich verabschiedet hat.

Sie öffnet die Augen und sieht die ersten Sonnenstrahlen.

Der Morgen ist angebrochen und noch immer lächelt Victoria Hope.

Sarah Mfuende

AN EINEM ORT MENSCH SEIN WOLLEN



MOHAMMAD F. WURDE IN MYANMAR GEBOREN. ER KAM 2015 ÜBER DIE SO GENANNTA BALKANROUTE NACH DEUTSCHLAND. ER IST HEUTE KNAPP ÜBER 20 JAHRE ALT UND GEHÖRT DER MINDERHEIT DER ROHINGYA AN. DIE ROHINGYA GELTEN ALS DIE GRÖSSTE STAATENLOSE MINDERHEIT WELTWEIT. SIE LEIDEN UNTER DER SYSTEMATISCHEN VERWEIGERUNG IHRER RECHTE. NICHT ERST SEIT DER BLUTIGEN VERTREIBUNGSWELLE 2017, SONDERN SEIT JAHRZEHNEN WERDEN IHRE ANGEHÖRIGEN IN MYANMAR VERFOLGT. AUCH MOHAMMAD F. UND SEINE ELTERN WURDEN ZU FLÜCHTLINGEN. SIE SCHLUGEN SICH IM NACHBARLAND BANGLADESCH DURCH. AUCH DORT BLIEB DIE FAMILIE MASSIVEN DISKRIMINIERUNGEN AUSGESETZT. SICH IN BANGLADESCH ZU HAUSE ZU FÜHLEN, WOLLTE MOHAMMAD F. NICHT GELINGEN.

– Nach ihrer Ankunft schliefen meine Eltern auf der Straße. Ich war klein, ich habe wenige Erinnerungen daran. Meine Eltern sprachen kein Bengalisch. Sie hatten keine Arbeit, keine Staatsangehörigkeit. Ich durfte nicht zur Schule gehen. Erst als wir in ein Camp kamen, lernte ich die bengalischen Buchstaben.

Meinen Eltern ging es nicht gut. Die Bevölkerung in Bangladesch betrachtete sie als eine Last, machte ihnen

Probleme. Meine Eltern fanden keine Arbeit. [...] Erst mit neun oder zehn Jahren verstand ich nach und nach unsere Situation. Ich fragte meine Mutter und meinen Vater, warum wir so arm und erbärmlich lebten. Warum hatten wir nicht dieselben Rechte wie die anderen Kinder und erwachsenen Menschen in Bangladesch? Meine Eltern erklärten mir, dass wir aus einem anderen Land gekommen waren.

Dass wir dort keine Staatsbürgerschaft gehabt hatten. Und hier, in Bangladesch, hatten wir auch keine. [...]

– **Du sagst, dass du in Bangladesch diskriminiert wurdest, wie eine Last wahrgenommen. Wie definierst du „zu Hause“, sich sicher, sich wohl fühlen? Du hast so oft den Ort gewechselt. Wo fühlst du dich sicher oder zu Hause?**

– Auf der Reise meines Lebens, von meiner frühesten Kindheit bis heute, habe ich keine Rechte gehabt. Aber hier habe ich die meisten Rechte, die Menschen normalerweise bekommen. Deshalb fühle ich mich in Deutschland sicher und zufrieden. Meine Mutter weiß, dass ich in Deutschland bin, und sie ist froh, dass ihr Sohn an einem guten Ort ist, wo er die normalen Rechte bekommt.

– **Möchtest du deine Familie nach Deutschland holen?**

– Wenn ich die Gelegenheit hätte, würde ich sie gerne herholen. Aber zuerst muss ich besser leben, eine Arbeit machen. Dann würde ich es versuchen, weil die Bedingungen für sie in Bangladesch nicht gut sind.

– **Was denkst du über die aktuelle Lage der Rohingya in Myanmar?**

– Für meine Familie und mich ist Myanmar immer noch unser Heimatland. Wir möchten gerne dorthin zurückkehren. Ich habe gehört, Myanmar würde einige Rohingya zurücknehmen, und sie würden Camps errichten. Ich glaube, die Regierung und das Militär von Myanmar denken, dass das Land, das Öl zu ihnen

gehört, aber nicht die Menschen, die dort leben. Diese kamen vor hunderten Jahren aus Bangladesch und sind immer noch nicht in Myanmar anerkannt. Wenn die Regierung von Myanmar uns normale Rechte, die Staatsbürgerschaft gibt, können wir hoffentlich nach Myanmar zurück. Aber die meisten Rohingya sind Muslime, und das Militär will den Muslimen nicht gestatten, dort ihr Leben zu verbringen. Sie wollen, dass nur Buddhisten dort leben.

– **Hast du einen Traum? Was möchtest du in der Zukunft machen?**

– Ich träume davon, eine Ausbildung als Elektriker zu machen. Gerade mache ich drei Tage die Woche ein Praktikum, und zwei Tage gehe ich zur Schule. Abends mache ich einen Minijob. Ich denke, ich bin auf einem guten Weg. Den möchte ich weiter gehen.

Harry Zwi Dreifuss

Von Sarah Mfuende und Lynn Tsui

Harry Dreifuss wurde 1935 in Mannheim geboren. Er floh im Babyalter mit seiner Familie aus Deutschland und kehrte rund 25 Jahre später als Harry Zwi Dreifuss zurück. In Köln gelangen dem Kameramann 1971 die berühmten Bilder des ehemaligen Kölner Gestapo-Chefs Kurt Lischka, der unbehelligt seine bürgerliche Existenz pflegte. Die Autorinnen Sarah Mfuende und Lynn Tsui erzählen unter anderem von der bedrohlichen Situation, die die Familie zur Flucht bis nach Palästina zwang. Und von den zwiespältigen Eindrücken des jüdischen Remigranten von einer deutschen Gesellschaft, die sich ihren NS-Verbrechen nicht stellte.

„Sucht euch einen Beruf, den ihr liebt.“ Das ist die Botschaft, die Harry Zwi Dreifuss nicht müde wird, jungen Leuten mitzugeben. Er weiß, wie er sie dazu motiviert, ihren Berufsträumen nachzugehen: indem er voller Freude aus seinem eigenen, erfüllten Berufsleben erzählt. Arbeiten war immer etwas, das er gerne machte,

vor allem, wenn er anderen Menschen damit helfen konnte. Aber wären seine Eltern und Großeltern nicht vor der Verfolgung durch die Nationalsozialisten geflohen, als er ein Baby war, hätte es vermutlich weder den Kameramann Harry Zwi Dreifuss gegeben, noch den Namen Zwi in Harrys Pass.



Harry Zwi Dreifuss. Bild: Henning Granitza

VORGESCHICHTE

Die Familie Dreifuss stammt aus Mannheim. Harrys Großvater väterlicherseits war Julius Dreifuss. Er war ein sehr vielseitiger Mann – vielleicht war es der Unternehmer und Politiker, von dem Enkel Harry einmal die berufliche Strebsamkeit erben sollte. Julius Dreifuss war aber auch ein leidenschaftlicher Sportler, der gerne am Reck turnte. Und er hatte im Ersten Weltkrieg als Soldat gedient.

Mein Großvater war ein treuer Deutscher. Er hat für Deutschland alles gemacht. Und das Dankeschön war: Er musste fliehen

Unvergesslich ist Harry Dreifuss, wie der Großvater von den Geräuschen der herabsausenden Granaten erzählte, und wie er dann den Befehl zum Handeln geben musste. Die Soldaten retteten sich in die entstandenen Granattrichter, weil selten eine Granate noch einmal in dieselbe Stelle einschlug. Die schmerzliche Enttäuschung, dass Hitler an die Macht kam, und dass der Einsatz für ihr Land den jüdischen Soldaten mit Verfolgung und Mord „gedankt“ wurde, muss tief sitzen: Im Gespräch über den Großvater kommt Harry Dreifuss immer wieder darauf zurück.

Nach seiner Rückkehr von der Front engagierte sich Julius Dreifuss bei den Mannheimer Sozialdemokraten und wurde Obmann der SPD. Er besaß eine kleine Fabrik für Bohnerwachs, Möbelpolitur und Motten-



Dieser aus einem Granatsplitter hergestellte Brieföffner ist ein Familienerbstück, das inzwischen um die 100 Jahre alt sein dürfte. Harry Dreifuss' Großvater hatte im Ersten Weltkrieg als Soldat gedient. Den Brieföffner erhielt er von einem Kameraden zum Geschenk, der bei einem Angriff in den Ardennen ein Bein verloren hatte. Julius Dreifuss hatte den Verletzten aus einem Granattrichter gezogen und ihm damit das Leben gerettet.

schutzmittel, in der auch Harrys Vater arbeitete. Nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler 1933 erlebte die jüdische Familie, wie die Nationalsozialisten politische Gegner ausschalteten und die wirtschaftliche und gesellschaftliche Ausgrenzung der Juden vorantrieben (vgl. Scriba „NS-Regime“). Die Dreifuss' blieben zunächst in Mannheim, wo am 18. Mai 1935 Harry zur Welt kam.

Kurz nach dessen Geburt warnten Parteigenossen den Großvater vor einer drohenden Verhaftung. Rund vier Monate nach Harrys Geburt wurden im September 1935 die Nürnberger Gesetze erlassen, die die jüdischen Deutschen zu Menschen minderen Rechts degradierten (vgl. Scriba). Zu dieser Zeit stand der Entschluss der Familie zur Flucht bereits fest. Die Großeltern fuhren mit Harrys Eltern und dem Baby im Auto zu Harrys Onkel und Tante nach Bern, in die Schweiz. Dort trafen sie Ende 1935 ein. Die Hoffnung der Familie war es, für ein halbes Jahr dort zu bleiben, bis Hitler gestürzt wäre. Nach sechs Monaten hatte sich diese Hoffnung zerschlagen.

Die Familie fand sich überraschend von der Ausweisung nach Deutschland bedroht. Daher stellte sich die große Frage: Wohin flüchten wir? Reisepapiere hatten sie lediglich für Palästina, das damals unter britischem Mandat stand, oder Brasilien. Immer noch in der Hoffnung auf eine baldige Rückkehr, entschieden die Frauen der Familie sich für Palästina. Hierfür brauchten Einreisewillige ein Zertifikat, das die britische Mandatsmacht nach einer beruflichen Eignungs- oder Vermögensquote vergab (vgl. Wünschmann). Die Dreifuss' hatten Glück: Sie traten 1936 ihre Schiffsreise nach Haifa an.



Mitte Juli 1936, auf der Flucht von der Schweiz nach Palästina: Ein Zwischenstopp in Südfrankreich. Bild: privat

DAS LEBEN IN ISRAEL

In Palästina änderte sich die Lage der Familie im Vergleich zum früheren Leben drastisch. Sie gehörten jetzt zu den Mittellosen. Ein Zimmer ihrer Zweizimmerwohnung vermieteten die Eltern unter, um über die Runden zu kommen. Die Dreifuss' griffen die Bohnerwachsproduktion wieder auf. Die Einnahmen waren beschränkt. Aber die Familie war sehr zufrieden, erinnert sich Harry: „Nicht vergessen: Wenn Sie aufwachen, schöne Sonne und blauer Himmel, und das Meer ist zehn Minuten zu gehen. Das ist auch was.“ Wenn Harry Zwi Dreifuss über das Wort „Kindheit“ nachdenkt, huscht ein glückliches Lächeln über sein Gesicht. Er erinnert sich an den kleinen Zoo, an die freien Felder und die Weintrauben hinter seinem



Harry an der Hand seiner Mutter am Alten Hafen in Marseille, Frankreich. In Marseille schiffte sich die Familie Dreifuss nach Palästina ein. Im Hintergrund erkennt man vermutlich die Gebäude des Viertels Le Panier, von dem eine 40 Hektar große Fläche 1943 von den Deutschen gesprengt wurde (vgl. Fuhrig). Bild: privat

Wohnhaus am Stadtrand, wo die Kinder zusammen herumtollten. Zu jener Zeit hatten Juden und Muslime keine Berührungängste, schließt Harry Dreifuss aus den vielen selbstverständlichen und freundlichen Begegnungen mit arabischen Nachbarn.

Genau wie heute Kinder zusammen Fußball spielen, spielte auch er damals mit seinen Freunden Fußball. Die Toleranz gegenüber anderen Religionen hat er sich bewahrt: „Es gibt Christen, Mohammedaner, Juden, wo ist das Problem? Man muss damit nicht umgehen, man lebt damit, Jude zu sein.“ Seine verrückteste Tat in der Kindheit ist eine Mutprobe, bei der er unter die Hufe eines frei laufenden Pferdes geriet, aber unverletzt



Ende Juli 1936 erreicht die Familie Dreifuss den Hafen von Haifa in Palästina. Das Foto von Harry und seiner Mutter entstand vor dem Verlassen des Schiffs. Bild: privat

blieb. Heute noch lacht er von ganzer Herzenskraft darüber. Den Verlauf des Zweiten Weltkriegs verfolgten die Eltern voller Sorge. Harry erinnert sich an eine Landkarte im Haus, auf der die Bewohner den Frontverlauf einzeichneten. Die Menschen fürchteten, dass die Deutschen mit den Italienern über die Türkei bis zu ihnen in Palästina vordringen würden.

Im Jahr 1940 erlebte Harry die italienischen Bombenangriffe auf Tel Aviv. Er erinnert sich genau daran, bei welcher Wetterlage die Flugzeuge zu erwarten waren. Ein Freund seines Vaters starb durch einen Bombeneinschlag. Vom Kriegsende hörte er im Radio, ohne genau zu begreifen, was diese Nachricht bedeutete.



Harry, im Alter von fünf Jahren. Er schließt Freundschaft mit einem arabischen Mann. Dieses Foto ist Harry Dreifuss wichtig. Er nennt es „Shalom in Palästina“. Es ist ein Aufruf zur Verständigung zwischen Juden und Arabern in Nahost. Nur radikale Kräfte auf beiden Seiten wünschten sich den Krieg, glaubt er. Das Foto hat seine Mutter gemacht. Bild: privat

Einen Kindergarten besuchte Harry Dreifuss nicht. „Bisschen seelische Schwierigkeiten“ hatte er nach der Einschulung in eine private Grundschule. In der ersten Klasse fing es langsam an, dass er Hebräisch sprechen konnte. Weil „Harry“ sich nicht hebräisch anhört, fand seine Lehrerin seinen Zweitnamen Zwi für ihn, was auf Hebräisch „Hirsch“ bedeutet. Diesen Namen trägt Harry Zwi Dreifuss in seinem Pass. Sowohl Deutschland als auch Israel bedeuten ihm Heimat. „Obwohl ich an Israel ein bisschen mehr gebunden bin, weil das ist ja meine Rettung gewesen“, sagt er.

In Hebräisch als Schulfach war er nach eigener Aussage eine Null. Auch wenn man sehr viel Rücksicht auf ihn nahm, weil es zu dieser Zeit viele Flüchtlinge gab, machten ihm einige Kinder das Leben schwer.

Seine noch schlechten Sprachkenntnisse und sein Kleidungsstil eines typischen Deutschen – Lederhosen mit einem Gürtel, auf welchem ein Hirsch abgebildet war – waren Gründe für die Hänseleien anderer Kinder. Heute noch fragt sich Harry, warum seine Eltern ihn ausgerechnet so angezogen haben.

Einige wünschten, dass wir zurück zu Hitler reisen

Schon sehr früh, mit sechs Jahren, fing Harry an zu arbeiten. Mit einer Mixtur aus Mehl und Wasser klebte er Papiertüten für einen Lebensmittelladen. Den verdienten Groschen hat er „sofort für Nüsse“ eingetauscht. Im Alter von zwölf bis 14 Jahren lieferte er mit dem Fahrrad Blumen aus. Kurz bevor er volljährig wurde, erledigte er mit seinem Motorrad Kurierfahrten.



Gerettet: Julius Dreifuss mit seinem Enkel Harry auf dem Arm in Palästina. Julius Dreifuss verstarb 1946. Bild: privat



Harry mit seiner Mutter im Frühjahr 1938. So, wie die Eltern ihn herausputzten, war er noch im Grundschulalter als Kind deutscher Flüchtlinge erkennbar. Bild: privat

Mit 15 Jahren fand Harry zu einer Leidenschaft, die er später zu seinem Beruf machte: die Fotografie. Noch in der Oberstufe veröffentlichte er erste Bilder in Zeitungen. Zu dieser Zeit, mit 18 Jahren, lernte er seine spätere Frau Tamar kennen. Wenn er diese Geschichte erzählt, hört Harry Zwi Dreifuss gar nicht auf zu strahlen. Er betont, dass Tamar immer etwas zu spät komme. So war es auch bei ihrer ersten Begegnung an einem Jugendtreffpunkt. Sie hatte ihre Clique verpasst, und begleitete dann kurzentschlossen Harry zum Fotolabor eines Freundes. Wie es weiter ging, erzählt er kurz und mit einem Augenzwinkern: „Da fragen Sie bitte meine Frau, ich gebe Ihnen alle Zeilen frei!“ Aus der Ehe gingen später eine Tochter und ein Sohn hervor. Zu beiden sei das Verhältnis heute noch sehr gut.

REMIGRATION NACH DEUTSCHLAND

Nach Harrys Abitur 1955 verließen seine Eltern Israel, um in Deutschland einen Neuanfang zu wagen. Den älter gewordenen Menschen machten das heiße Mittelmeerklima und wirtschaftliche Schwierigkeiten zu schaffen. Ein weiterer ausschlaggebender Grund für die Rückkehr war die Kommunikation im Land. Mit den Jahren hatte sich das Hebräische durchgesetzt, sodass die Deutschkenntnisse den Eltern nicht mehr viel nützten. Der Vater wollte die Firma wieder aufblühen lassen. Dafür konnten sie in Deutschland eine kleine staatliche Hilfe in Anspruch nehmen. Im selben Jahr trat Harry seinen zweieinhalbjährigen Wehrdienst in Israel an, mit sehr viel Motivation:

„Ich bin dort aufgenommen worden, und dann haue ich nicht so einfach ab.“

Seine tiefe Verbindung zu Israel verknüpfte sich beim Militär mit seiner Liebe zur Fotografie. Er wurde im Fotolabor eingesetzt und durfte sich während des Sinaifeldzugs 1956 schnell dort hocharbeiten. Nach Harrys Entlassung 1958 wollte er Fotografie studieren. Aufgrund seiner Sprachkenntnisse entschied er sich, dies in der Nähe seiner Eltern zu versuchen. Ein Jahr lang kundschaftete Harry seine Studienmöglichkeiten in Deutschland aus. In dieser Zeit hielten seine Freundin Tamar und er ihre Verbindung aufrecht. Im Jahr 1959 kam er für einige Wochen zurück nach Israel. Tamar und er heirateten in der Stadt Ramat Gan. Durch die Heirat wurde seine Frau vom Militärdienst freigestellt. Sie kam mit ihm nach Deutschland. Das kostete sie einiges an Überwindung, war ihr Vater doch im Konzentrationslager ermordet worden.

Harrys Rückkehr nach Deutschland war von zwiespältigen Eindrücken geprägt. Einerseits gelang es ihm, im neuen Land seinen Weg zu finden. Sein Studium an der Fachhochschule für Fotografie in Köln schloss er 1961 ab. Er erhielt den Ingenieursgrad. Im Alter von Mitte zwanzig begann er als freier Kameramann für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu arbeiten, was ihn im Lauf der Jahre häufig zu Politikern nach Hause führte. Auch sein Einstieg 1965 bei Siemens, wo er Ausbildungsfilm produzierte, verlief erfolgreich.

Auf der anderen Seite verstand Harry Zwi Dreifuss schnell die Warnung seines Vaters, dass in Deutschland immer noch Nazis lebten. „Die sind alle noch da“, hatte der Vater ihn wissen lassen, als sie nach Harrys Ankunft



Harry Zwi Dreifuss im Jahr 1955.

Bild: privat

in Europa unterwegs von Venedig nach Mannheim waren. Ein sehr prägendes Erlebnis für Harry war, wie ein Arbeitskollege seinen Ärmel hochschob und Harry unaufgefordert eine SS-Tätowierung präsentierte. Ähnliches erlebte Harry noch zwei weitere Male.

Mit seinen ersten Ersparnissen drehte er 1962 einen Kurzfilm mit dem Titel „Begegnungen“, in dem er seine Erlebnisse als jüdischer Remigrant in der Nachkriegszeit in Deutschland schilderte. „Die meisten Leute waren so schön und gut und nett, und das war alles gespielt“, erinnert sich Harry. Er denkt auch heute noch oft daran, wie die Menschen sich gegenüber den Juden verhalten haben. Bei diesem Thema redet er sich in Fahrt, ohne ein Wort über seine Gefühle zu verlieren. Aber je länger er spricht, desto greifbarer wird der Schmerz zwischen den Zeilen.

„Die sind alle noch da“, hatte der Vater ihn wissen lassen

Die Begeisterung für Hitler versteht Harry bis heute nicht. Wenn im Fernsehen historische Filmaufnahmen laufen, sucht er in der Menge nach jemandem, der nicht den Hitlergruß macht.

Ein weiteres einschneidendes Erlebnis war Harrys Antrag auf Wiedereinbürgerung in Deutschland. Auf dem Amt gab es zwei Mitarbeiter. Der ältere warf Harry die Flucht seiner Familie als Ausreise ohne Erlaubnis vor. Aber der jüngere gab ihm eine hilfreiche Empfehlung. So erhielt Harry schließlich den deutschen Pass, zusätzlich zum israelischen. Obwohl er sich noch gut daran erinnert, wie schwer es manchmal in Israel gewesen ist,



Kurt Lischka versucht, Harry Dreifuss' Kamera zu entfliehen. Der 1979 verurteilte NS-Verbrecher lebte unbehelligt in Köln, bis er von den Klarsfelds entdeckt wurde.

Bilder: Harry Dreifuss

ist Harry Zwi Dreifuss klar, dass er in Deutschland nicht überlebt hätte. Er ist dankbar, dass er die Chance bekam, das Leben zu führen, das er leben wollte. Die Frage nach der politischen Verantwortung für den Mord an den Juden ließ den jungen Überlebenden der NS-Verfolgung nicht los. So stand er im entscheidenden Moment zur Verfügung, als das israelische Fernsehen bei ihm anrief: Harry Zwi Dreifuss bekam 1971 die Möglichkeit, mit Beate und Serge Klarsfeld zusammenzuarbeiten. Die „Nazijäger“ wollten den ehemaligen Kölner Gestapo-Chef Kurt Lischka filmen.

Dieser lebte damals unbehelligt von der Justiz in Köln. Über Aktenrecherchen in der DDR hatten die Klarsfelds seine Adresse herausgefunden, erinnert sich der Kameramann. Ihnen ist es zu verdanken, dass Lischka später als Hauptverantwortlicher für die Deportation von 76.000 Juden aus Frankreich in die Vernichtungslager zu zehn Jahren Haft verurteilt wurde (*vgl. Reinle*).

Harry Dreifuss besuchte Lischka mit den Klarsfelds. Lischka habe weder Gespräche führen noch Filmaufnahmen zustimmen wollen, erzählt Harry. „Aber nachher haben wir gewartet, bis er von zu Hause rauskommt, haben wir ihn gefilmt.“ Es enttäuschte Harry Dreifuss sehr, einen Menschen zu sehen, der versuchte, seine Schandtaten zu verstecken.

Lischka wurde erst 1979 ein Prozess gemacht. Mit den Filmaufnahmen des NS-Täters in seiner bürgerlichen Wohnumgebung zeigte Harry Dreifuss besonders drastische Bilder davon, wie Verantwortliche für die Verfolgung und Ermordung von hunderten Menschen unbehelligt in Deutschland



lebten. Die Aufnahmen trugen dazu bei, diesen Zustand ins öffentliche Bewusstsein zu rücken (*vgl. Kieras*).

Auch heute ist die Zusammenarbeit mit den Klarsfelds von hoher Bedeutung im Leben von Harry Zwi Dreifuss: Zu Beginn des Gesprächs holt er Dokumente zu seinen Aufnahmen von Lischka hervor. Beim Verfolgen Lischkas mit der Kamera erleichterte es Harry Dreifuss, dass er damit einen Verbrecher stellte: „Ich hatte ja alles gesehen, wie viele Unterschriften er hatte.“ Wie viele Kinder, Mütter nicht nach Hause kamen, könne man sich gar nicht vorstellen. Über den NS-Täter sagt Harry: „Er hat nur Papier gesehen.“ In dieser Aussage kommen alle Gefühle von Harry Dreifuss zusammen. Sie lassen beim Zuhören Entsetzen, Verständnislosigkeit bis hin zu Wut mitfühlen.



JAHR 2017

Harry Zwi Dreifuss liebt bis heute das Fotografieren. Er ist begeistert, wie einfach es die Smartphone-Technik macht, Bilder direkt zu verschicken. Vor eineinhalb Jahren war Harry Dreifuss zuletzt in Israel. Für ihn war es ein wundervoller Ausflug. Sie besuchten das Land im Rahmen einer Theaterproduktion mit deutschen und israelischen Jugendlichen, die auf dem Buch seiner Frau beruhte.

Das Schönste in seinen Augen war die Freundschaft zwischen den jungen Leuten. Keine Beleidigungen. Es war einfach schön. Harry Dreifuss ist keine Person, die

Es ist spannend, von Harry Dreifuss persönlich seine Geschichte erzählt zu bekommen. Denn das eine ist, eine Biografie zu lesen.

Neben Menschen zu sitzen, die so viel erlebt haben, den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegszeit, ihre Gefühle, ihre Haltung persönlich zu erleben, ist etwas ganz anderes.

Sarah Mfuende

Menschen danach kategorisiert, wie sie aussehen oder woran sie glauben. Er ist offen und hat für jeden ein offenes Ohr. Die junge Generation an seiner Geschichte teilhaben zu lassen, ist ihm wichtig.

Die Interviews führten Carina Gramer, Sarah Mfuende und Lynn Tsui.





LIEBER HERR DREIFUSS,

meiner Meinung nach sind Sie eine sehr essentielle Persönlichkeit für die Zeitzeugenschaft. Weil sie als Jude verfolgt wurden und heute davon berichten, können Sie viel Positives bewirken. Ihre Erzählungen sind so bildhaft und szenisch, dass man als Zuhörer das Gefühl bekommt, mitten im Geschehen zu sein, mitzufiebern und zu hoffen, dass alles gut endet. Der Zuhörer wird nach Ihrer Geschichte zum Nachdenken angeregt, man will die Zeit verändern und hoffen, dass so etwas heutzutage nie passiert. Man ist einfach froh, zu sehen, wie lebendig und lebensfroh Sie sind, dass Sie nach all der harten und langen Zeit nie den Glauben an sich selbst und die „grausame und ungerechte“ Welt verloren haben. Ich möchte Ihnen einfach für Ihre Ehrlichkeit und Ihren Überlebenswillen danken und Sie willkommen heißen in der besseren Welt. Ihnen das Versprechen geben, zu verhindern, dass jemals so etwas geschieht, dass Menschen zu Mitgliedern einer Gruppe erklärt und wegen ihrer bloßen Existenz anders behandelt werden als alle anderen Menschen. Ihr Wissen ehren und nie vergessen oder leugnen, was damals in Deutschland geschehen ist.

Sie sind ein toller Mensch, der offen gegenüber anderen Menschen ist und mit Freude seine Geschichte erzählt. Diese Freude will ich anderen



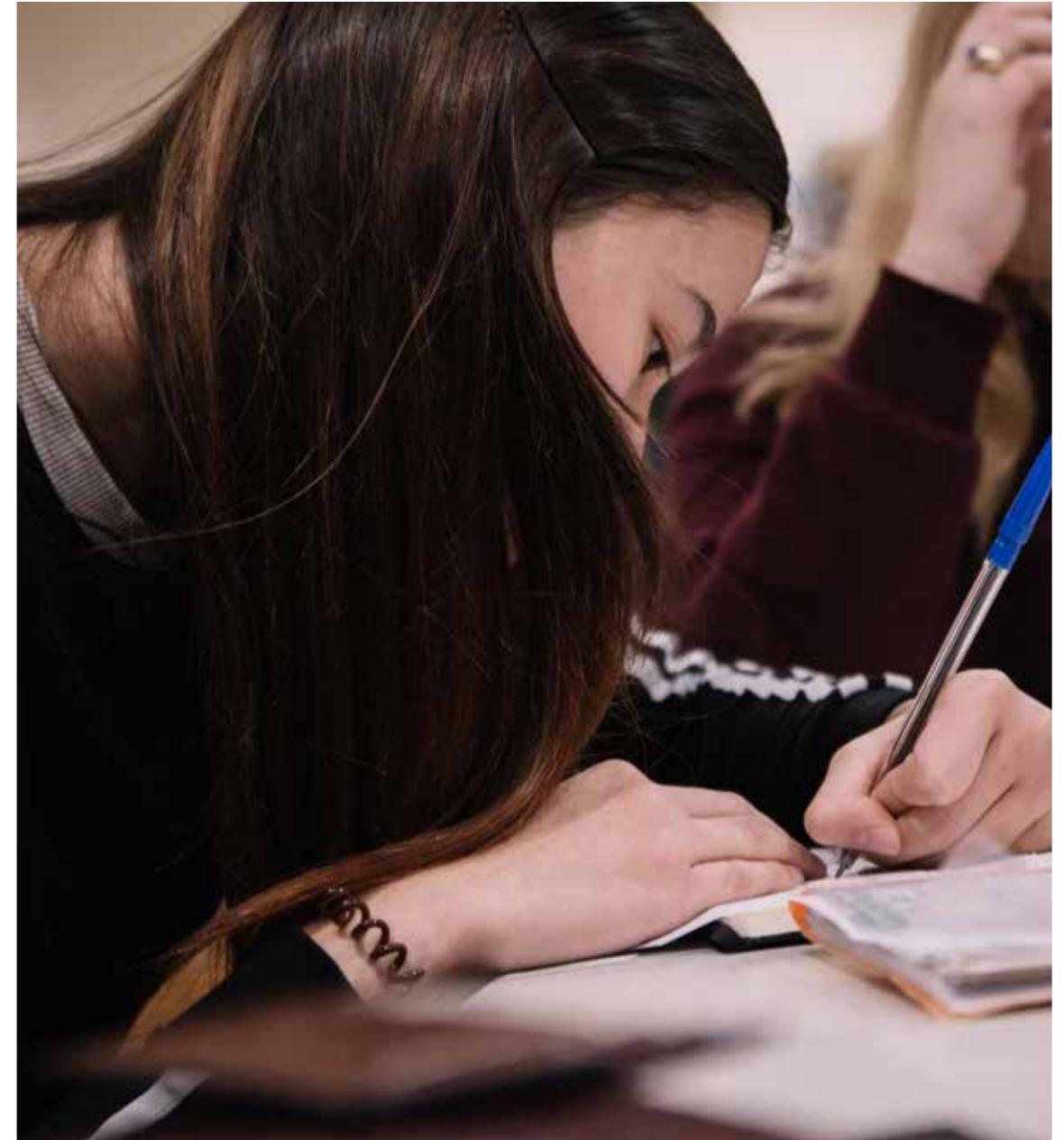
Bild: Ralf Jesse

Menschen auf den Weg geben und ihnen zeigen, dass, egal was man erlebt hat, oder erleben wird, das Leben erstrebenswert und wertvoll ist.

Für diese Lebenserkenntnis danke ich Ihnen von Herzen. Ich bin froh, Sie als einen älteren Mann kennengelernt zu haben, und zu wissen, was Sie zu diesem interessanten Menschen gemacht hat, welcher Sie heute sind.

Ihre Lynn Tsui

Bild: Timo Vogt



Zweite Passage aus dem Interview mit Mohammad F., Myanmar

MIT DEM LEBEN DAVONKOMMEN



MOHAMMAD F. WUCHS IN BANGLADESCH AUF. ALS ANGEHÖRIGER DER ROHINGYA-MINDERHEIT IN MYANMAR UND MIT DEM FLÜCHTLINGSSTATUS DER FAMILIE IN BANGLADESCH LITT ER UNTER DISKRIMINIERUNGEN UND DEM MANGEL AN EINER PERSPEKTIVE AUF EIN LEBEN IN WÜRDE. SO ERGRIFF ER DIE ERSTBESTE CHANCE ZUR FLUCHT. OHNE SICH VON SEINEN ELTERN ZU VERABSCHIEDEN, ÜBERQUERTE ER DIE INDISCHE GRENZE. SEINE MONATELANGE REISE FÜHRTE IHN DANN WEITER ÜBER PAKISTAN, IRAN, IRAK UND DIE TÜRKEI BIS NACH EUROPA. AUF SEINER FLUCHT GERIET ER MEHRFACH IN LEBENS-BEDROHLICHE SITUATIONEN.

– Unser Schlepper hatte uns gesagt, es würde nicht schwierig. Aber als wir die pakistanische Grenze erreichten, schoss die Polizei auf uns. Wir waren zu acht in der Gruppe. Als wir die Schüsse hörten, rannten wir los. Es war Nacht. Ich stieß mich beim Rennen an irgendetwas, aber ich weiß nicht, was. Meine Hand war schlimm verletzt, aber ich rannte weiter. Das war schrecklich. Überall nur Dunkelheit, der Lärm der Schüsse riss nicht ab, und ich rannte. Irgendwie gelangten wir nach Pakistan.

Meine Hand entzündete sich. Die Wunde blieb zehn Tage lang unversorgt. [...] Nach 15 Tagen kamen wir in den Iran. [...] Ich bekam Arbeit in einer Kartonfabrik. [...] Mit zwei anderen Jungen aus Bangladesch bekamen wir eine Woche frei, um die schiitische Wallfahrt nach Kerbala im Irak mitzumachen. Dort war Hochbetrieb. Ich lernte Leute aus Bangladesch kennen, die in den Restaurants dort arbeiteten, und beschloss, mich ihnen anzuschließen. [...]

108



109 Illustration: Aylin Özbucak

Aber im Jahr 2015 gab es Krieg im Irak. Der Restaurantbesitzer sagte mir, dass er das Restaurant nicht weiterführen könne und dass sie in die Türkei zögen. Er fragte mich: „Willst du mit uns kommen?“ [...]

– **Wie bist du über die Grenze von der Türkei nach Griechenland gekommen?**

– Ich saß im Boot, das Wasser lief bis hier. (*senkt seinen Handteller auf Kniehöhe*)

– **Wie viele Leute gab es im Boot? Hattest du eine Rettungsweste? Kannst du schwimmen?**

– Wir waren etwa 60 Leute, ich hatte keine Rettungsweste. Ich hatte ein Kind hier (*deutet durch Gesten an, dass er es auf seinem Schoß trug und dass es sehr eng war*). Ich kann nicht schwimmen. Es gab große Wellen. Meine Hose war nass, das Rote Kreuz in Griechenland hat mir neue Kleidung und neue Schuhe gegeben. Frauen haben geholfen. Ich hatte sehr, sehr Angst.

Ich hatte zwei große Probleme, eines in Pakistan, eines zwischen der Türkei und Griechenland. Ich wusste nicht, ob ich Deutschland erreichen würde. Mein Schicksal hat mich hierher geführt. Ich danke Gott, dass er mein Leben in diesen schlimmen Momenten gerettet hat. [...]

– **War das ein Fluss oder das Meer?**

– Das Mittelmeer.

– **War es nachts oder tags?**

– In der Türkei fuhren wir mit einem Bus. Wir blieben am Fuß eines Hügels. Die Leute, die einen Schlepper

bezahlt hatten, konnten einen Platz im Boot bekommen. Das war bei Sonnenuntergang.

– **Wie lange warst du auf dem Boot?**

– Ich war rund 45 Minuten im Boot, es war ein Plastikboot, ein Schlauchboot.

– **Gab es Polizei auf dem Wasser, andere Schiffe?**

– Wenn die türkische Polizei ein Boot gefunden hat, haben sie es leck gestochen und die Leute in die Türkei zurückgebracht. Wer es nach Griechenland schaffte, war sicher und bekam Hilfe von einigen Menschen dort. Aber wenn die türkische Polizei jemanden entdeckte, hat sie ihn unter Zwang zurück in die Türkei gebracht.

– **Bekamt ihr keine Hilfe von der türkischen Polizei?**

– Wir bekamen keine Hilfe. Wir sahen einige Polizeiboote. Sie stachen zwei, drei Boote leck und fuhren wieder weg. Aber da waren viele Boote, und irgendwie sind wir entkommen.

– **Sie stachen Boote mit Menschen drin leck?**

– Nein, sie holten die Leute auf ihr Boot und dann stachen sie die anderen Boote leck. Das war illegal. In der Zeit dieser Überfahrt habe ich zwei Tage lang nichts gegessen.

– **Was war deine Angst?**

– Ich betete um Gnade. Ich wollte das Kind retten. Ich betete darum, dass, wenn mir etwas passierte, dass das Kind verschont bliebe.

– **Wusstest du, dass andere Menschen unterwegs gestorben waren? Wovor hattest du Angst?**

– Ich sah, wie ein Boot sank und die Menschen ertranken. Die griechische Küstenwache rettete sie, aber ein Kind starb. Ich beobachtete das. Die griechische Küstenwache kam mit einem Hubschrauber und rettete die Menschen, aber ein Kind fanden sie nicht. Als wir nach Griechenland kamen, sahen wir die Mutter oder eine Frau, die wahrscheinlich eine Verwandte war. Sie weinte laut. Sie würde nicht ohne ihr Kind weiter fahren. [...] Ich bin glücklich, dass ich diese Situation überstanden habe. Ich danke allen, die mir in Deutschland und unterwegs hierher geholfen haben. Ich finde die Menschen in Deutschland sehr freundlich und hilfsbereit.



ANGST UND HOFFNUNG



FREIHEIT

LAND

URSACHE

CHANGE

HILFE

TRAUMVORSTELLUNG

(KEINE) ANGST UM MEINE LIEBEN?!

Freude, dass du da bist
Stolz, wie du wächst

Angst, dass du krank wirst
Furcht, dass du verletzt wirst
Sorgen, ob dir dein Leben gelingt

Angstgedanken, Sorgengedanken setzten sich fest
In Kopf und Herz
– verdunkeln, kreisen, schwirren – lähmen

Aber was bedeutet gelingendes Leben?
Mein Weg ist nicht dein Weg
Deine Ziele sind nicht meine Ziele
Aushalten!
Hoffen auf das unsichtbare Band, das uns verknüpft

Elisabeth Amling, Lehrerin

Donya

Pentetska

Von Alina Grap

Donya Pentetska wurde 1936 im Gebiet der östlichen Ukraine geboren. Die Verfolgung der Juden hat ihre Familiengeschichte über Generationen hinweg geprägt. Den Holocaust und den Zweiten Weltkrieg überlebte Donya Pentetska im Kaukasus. Autorin Alina Grap schreibt unter anderem über Donya Pentetskas Angst um das Leben ihrer Schwester als diese auf der Flucht einmal verloren ging.

„Mir schien es Normalität“, sagt Donya Pentetska über die kindliche Wahrnehmung ihrer Flucht vor den Deutschen im Zweiten Weltkrieg. Andere Kinder gehen in den Kindergarten, spielen Spiele. Oft gelten diese Jahre als prägende Zeit im Leben. Für Donya auch. Aber auf eine völlig andere Art, als sich Menschen, die später im friedlichen Europa geboren wurden, vielleicht vorstellen können.

Die heute über achtzigjährige Donya Pentetska erzählt von ihrer Kindheit im Krieg. Sie berichtet vom Bombenhagel auf einen Flüchtlingszug, von Todesfällen in der Familie, aber auch von der Hilfe der Roten Armee für die Bevölkerung, einer liebenden Mutter, gutherzigen Menschen und letzten Endes der wahren Liebe.



FAMILIENGESCHICHTE

Das Thema der Verfolgung der Juden stellte ihr Leben lang einen zentralen Punkt für Donya dar. Es reicht weit in ihre Familiengeschichte zurück, bis in die russische Revolution 1917 und den darauf folgenden Bürgerkrieg. Von klein auf hat sie von ihren Eltern die Geschichten von Pogromen gegen Juden und den Verfolgungen gehört. Daher bringt Donya die Jahrhunderte lange Verfolgung der Juden mit ihrer eigenen Lebensgeschichte in Verbindung.

Im Bürgerkrieg von 1918 bis 1922 wurden Juden im Gebiet der Ukraine Opfer zahlreicher Pogrome, organisiert durch plündernde Militäreinheiten (vgl. Schnell). Dieses Schicksal drohte auch den Familien von Donyas Eltern. Sie mussten sich deswegen bei Bauern verstecken. Donyas Mutter lebte im Dorf Schulinka im Gebiet von Winnitza.

Die Jahrhunderte lange Verfolgung der Juden bringt Donya Pentetska mit ihrer eigenen Lebensgeschichte in Verbindung

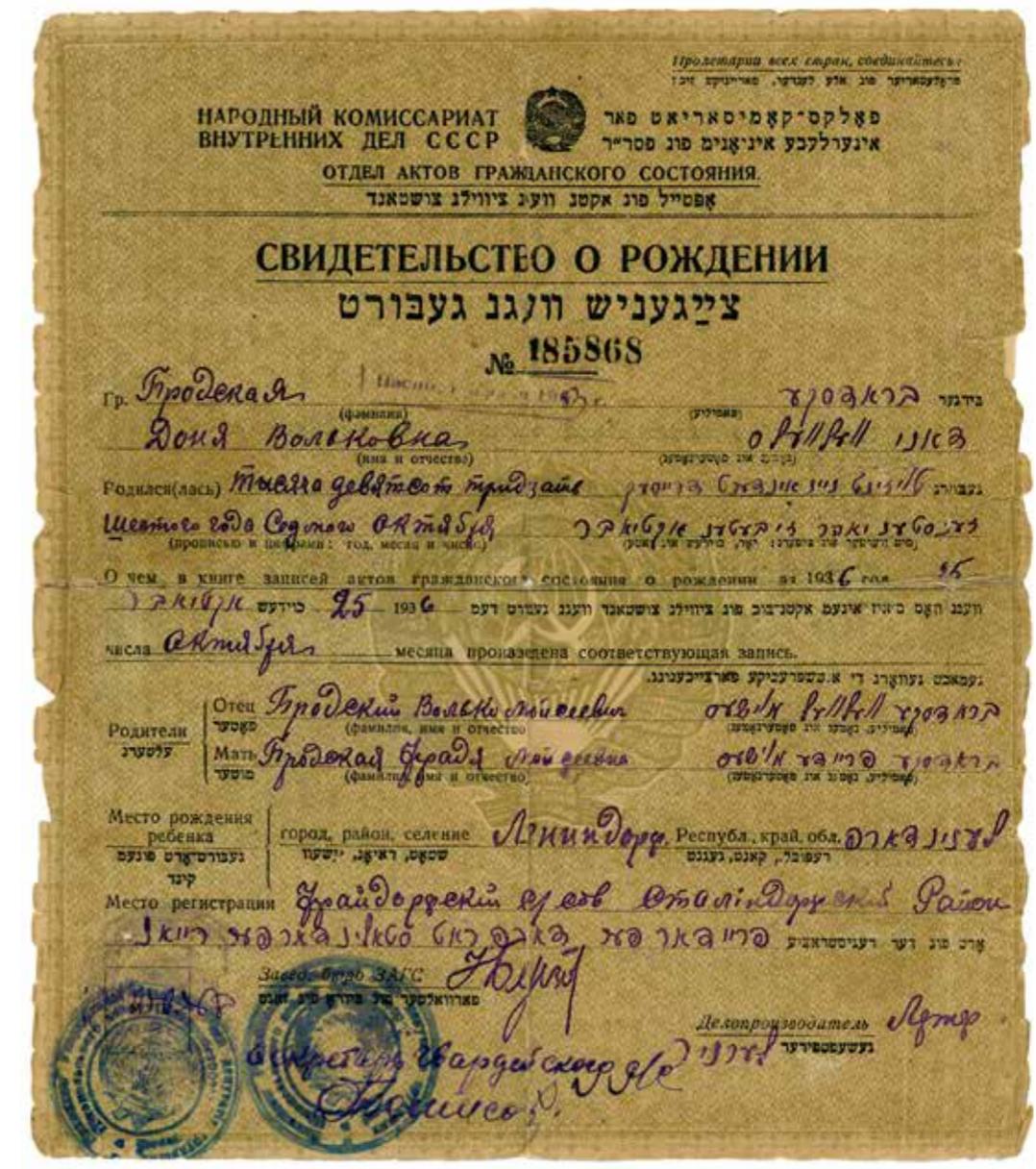
Zu Beginn der 1930er-Jahre baute man die Industrie in der Ostukraine auf und siedelte die Bevölkerung aus den anderen Gebieten der Ukraine um. Dabei wurden jüdische Landwirtschaftskolonien gegründet, wie etwa im Gebiet „Stalindorf“ (heute Wakulowe) (vgl. Pasik). In eine dieser Kolonien, Fraydorf im Gebiet von Nikopol, wurde auch Donyas Familie umgesiedelt. Dort lernten sich Donyas Eltern kennen.

Am 7. Oktober 1936 wurde Donya schließlich geboren. Donya war das zweite von drei Kindern und lebte dort, unter dem Mädchennamen Brodskaja, mit ihrer jüngeren Schwester Sina und ihrer älteren Schwester Rakil sowie ihrer Mutter, ihrem Vater und ihrem Großvater, dem Vater ihrer Mutter.

FLUCHT VOR DEN DEUTSCHEN

Für Donya begann der Krieg mit dem Angriff Deutschlands auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941. Ab diesem Zeitpunkt musste sie vor den Deutschen fliehen. Der Hitler-Stalin-Pakt war gebrochen. Im Folgenden drangen die Deutschen nach Weißrussland und ins ukrainische Gebiet vor. In der Folge ereignete sich einer der prägendsten Momente in Donyas Leben.

Es handelt sich um die Verabschiedung ihres Vaters, der im Juli 1941 zum Militärdienst eingezogen wurde. „Es wurde jeder eingesetzt, der etwas Gutes an der Front bewirken konnte“, sagt Donya. Wenn sie heute von dem Moment erzählt, in dem ihr Vater mit seinem LKW über eine Brücke davonfuhr, sammeln sich Tränen in ihren Augen. Sie selbst war damals zu jung, um das Geschehen richtig wahrnehmen zu können: „Ich hatte keine Gefühle.“ Ihr Haustier, ein kleiner Dachshund, lief dem LKW hinterher. Noch aus der Ferne sah Donya ihren Vater und den Hund verschwinden, ahnte aber nicht, dass sie beide nie wiedersehen würde.



Die Geburtsurkunde von Donya Pentetska, in russischer und jiddischer Sprache. Bild: privat



Donyas Vater Vulka Brodski. Bild: privat

Kurz darauf verließ auch der Rest der Familie Fraydorf, bevor am 17. August 1941 die Deutschen ins Dorf marschierten. Die Mutter realisierte, dass sie flüchten mussten. Sie wurde von den Behörden gewarnt, vermutlich Donya heute. Denn die Grausamkeiten der Deutschen gegenüber Juden seien bereits bekannt gewesen. Inzwischen haben Forschungen ergeben, dass die Evakuierung erst am 7. August 1941 angeordnet wurde und sehr chaotisch verlief. Die Menschen wurden faktisch sich selbst überlassen (vgl. Venger: 112-113). Die Flucht bezeichnet Donya als ein großes „Umherirren“.

Von zu Hause aus gelangten sie mit Hilfe eines kleinen Fuhrwerks bis ans Ufer des mächtigen Stroms Dnjepr. Dort herrschte großes Chaos, da die Menschenmassen alle auf ein kleines Schiff wollten, um das Wasser zu überqueren. Donya vermutet, dass dieser Andrang für die sowjetische Regierung sehr überraschend kam. Aufgrund des 1939 geschlossenen Nichtangriffspakts zwischen Stalin und Hitler seien keine weitreichenden Vorbereitungen für die Evakuierung solch großer Menschenmassen getroffen worden. Doch nun wurden alle Kräfte mobilisiert.

Am überfüllten Ufer versuchte das Militär, etwas Ordnung zu schaffen. Der alleinreisenden Mutter mit drei Kindern und dem Großvater wurde Zutritt zu dem Schiff gewährt. Am anderen Ufer des breiten Stroms übernachteten sie im Wald, nahe einer Gabelung des Flusses.

Nach einem für Donya damals sehr langen Fußmarsch mussten sie am nächsten Tag einen Nebenfluss des Dnjepr überqueren. Sie wurden mit Booten ans andere Ufer gebracht. Des Weiteren bekamen sie Hilfe von Bewohnern der umliegenden Dörfer. Für alle diese Hilfen waren Donya und ihre Familie sehr dankbar, da sie auf diese



Schließe die Augen und versetze dich in ihre Lage... Die damals nicht einmal fünf Jahre alte Donya lief an der Hand ihrer Mutter, zusammen mit ihrer noch jüngeren und ihrer beeinträchtigten großen Schwester, sowie ihrem gebrechlichen Großvater umher. Bei Wind und Wetter, durch Wälder, über Hügel und Hindernisse, und das, ohne zu wissen, was kommen mag, was die Zukunft bringen würde, oder was wohl mit Freunden passiert war, die sie hinter sich hatten lassen müssen. Mit einem angsterfüllten Blick zurück trieb die junge Mutter die Familie immer weiter an. Die ganze Last der Flucht, die Angst, der Mut, weiter zu gehen und nicht zurückzuschauen, lag auf den Schultern von Donyas Mutter. Kaum vorstellbar, was für einen Mut die junge Frau aufbringen musste, um ihre Familie in Sicherheit zu bringen.

angewiesen waren. Nach der Überquerung fanden sie das Haus einer Frau, in dem sie eine Nacht verbringen durften. Am nächsten Morgen nahm ein LKW der Roten Armee sie mit nach Rostow am Don, wo sie erst einmal blieben. Aber die Deutschen marschierten



Donyas Mutter 1947 in Mariupol, wo sie zur Kur weilte. Bild: privat

unerbittlich in die Ostukraine vor, sodass sie den Entschluss fassten, weiter zu fliehen, die deutschen Truppen dicht auf den Fersen. Mit Hilfe einer Karre, auf die Donyas Mutter nur das Notwendigste auflud, gelangten sie zu einem weit entfernten Bahnhof.



Donyas Großvater. Die Aufnahme entstand 1943 am Zufluchtsort Dagestan, wo der gebrechliche Mann noch vor Kriegsende verstarb. Bild: privat

Dort angelangt, stiegen sie in einen Zug. Auf der Fahrt ereignete sich die schrecklichste Situation, an die sich Donya erinnert.

Viele Menschen steigen ein, es gibt keinen Sitzplatz. Doch plötzlich stoppt der Zug. Ein Bombenangriff! Rakil beginnt zu hyperventilieren. Donyas Mutter versucht sie zu beruhigen. Immer wieder greifen Flugzeuge den Zug an. Einmal drängen alle Menschen sich heraus und laufen in den umliegenden Wald hinein. Sie laufen in unterschiedliche Richtungen und es ist unglaublich laut. Es herrscht extremes Chaos.

Donyas Mutter will nicht, dass ihre Familie den Zug verlässt, aus Sorge, dass sie sich verlieren. Doch Rakil läuft mit den anderen heraus. Sie verschwindet in der Masse an Menschen im Wald, während ihr Großvater, ihre Mutter, Sina und Donya im Zug zurückbleiben. Aufgrund seines Alters kann der Großvater die Sitzbank des Zuges nicht verlassen. Donya hört die Schreie der Menschen. Bomben schlagen ein, Menschen fallen zu Boden. Mit Kinderaugen blickt Donya zu den Flugzeugen auf, doch hat sie keine Ahnung, in welcher großen Gefahr sie sich befinden. Sie sieht allein die Verzweiflung in den Augen ihrer Mutter und hört sie in deren Rufen nach Rakil. Donya hat unglaubliche Angst. Die Menschen kommen bereits aus dem Wald zurück. Doch Rakil ist nicht dabei.

Endlich bringt jemand sie auf seinen Armen zum Zug. Sie hat sich im Wald in einer Grube verkrochen und lange dort alleine gelegen, zusammengekauert und voller Angst. Es ist großes Glück, dass jemand sie gefunden hat. Kaum lässt sie sich beruhigen, sie schüttelt sich und hat Panik vor den Bomben. Ihre Mutter setzt sie unter eine Bank, da es dort dunkel ist. Endlich kann Rakil sich beruhigen.



Donya (rechts) und ihre jüngere Schwester Sina nach dem Krieg. Bild: privat

Nach insgesamt drei Monaten der Flucht und Ungewissheit „landete“ die Familie schließlich im Norden des Kaukasus-Gebirges, in der muslimisch geprägten Sowjetrepublik Dagestan.

Dort nahm eine muslimische Familie die Flüchtlinge auf. Diese hatte jedoch schon viele andere

Flüchtlinge aufgenommen und im Haus war kein Platz mehr. So musste Donyas Familie in der Scheune leben. Während ihres Aufenthaltes in Dagestan häuften sich die Probleme sehr.

Sina erkrankte. Donyas Mutter konnte weder lesen noch schreiben. Sie arbeitete an drei Stellen gleichzeitig, um die Familie zu ernähren: in der Landwirtschaft, als Putzfrau in einer Lehrschule und hier und da auch in privaten Haushalten. Des Weiteren verstarb Donyas Großvater. Die Frage, wer nun auf Rakil aufpassen würde, stellte die Mutter vor neue Probleme. Doch Donya hat auch positive Erinnerungen an jene Zeit.

Ein schönes Ritual: Jeden Morgen trug Donya ihre kleine Schwester auf dem Rücken in den Kindergarten

Dass der Krieg vorüber war, empfanden sie als Freude. Im Jahr 1944 wurde Donyas Vater als vermisst gemeldet, und 1945 brachen sie aus Dagestan wieder nach Fraydorf/Nikopol auf. Ihre frühere Wohnung war zerborstet worden. Schon wieder stand die Familie vor der Frage einer Unterkunft. Einem Ort der Geborgenheit und Sicherheit.

Auf Beschluss der sowjetischen Behörden mussten damals verurteilte Straftäter einen Teil ihrer Wohnung zur Verfügung stellen. Donya und ihre Familie hatten Glück im Unglück, denn dadurch wurde beim Direktor eines Lebensmittelladens, der wegen Diebstahls verurteilt worden war, ein Zimmer für sie frei. In solchen „Kommunalkas“ wurden sanitäre Einrichtungen und Küche von allen Familien geteilt (vgl. „D. Kommunalkas“).



„Ich war jung, ich hatte Freundinnen, wir gingen tanzen, wir gingen in den Park spazieren, wir gingen ins Kino, wir lernten junge Männer kennen, natürlich. Die Jugend, das ist die glücklichste Zeit.“

Donya Pentetska im Jahr 1956.

Bild: privat



Im Frühling 1961 heiratet Donya Pentetska einen jungen Mann, den sie beim Tanzen kennengelernt hat. Die Hochzeit wird feierlich begangen. Bild: privat

Donya empfand das Leben dort als sehr qualvoll, nicht zuletzt, weil der Direktor und seine Frau immer durch ihr Zimmer laufen mussten, bis endlich ein zweiter Eingang gebaut wurde.

LEBEN NACH DEM KRIEG

Mit ihrer Einschulung ins Schuljahr 1945/46 wurde die damals bereits neun Jahre alte Donya endlich zum Schulkind. Acht Jahre lang besuchte sie eine ukrainische Gemeinschaftsschule. Die neunte und zehnte Klasse absolvierte sie direkt im Anschluss auf einer russischen Abendschule, mit der sie 1954 begann. Währenddessen arbeitete sie als Kassiererin in einem Fotogeschäft. Immer wieder schleicht sich ein Lächeln in Donyas Gesicht, wenn sie darüber spricht. Als das Angenehmste empfand sie die kommunikative

Seite ihrer Arbeit. Schon immer war ihr Gesellschaft sehr wichtig. Donya wurde Mitglied in einem Chor und entdeckte das Singen als ein für sie wichtiges Hobby, das bis heute Teil ihres Lebens ist. Religion spielte für Donya keine Rolle. Sie vermutet, dass die russische Revolution die religiösen Traditionen auch in ihrer Familie beendet hatte: „Eigentlich wurden alle Religionen in der sowjetischen Zeit unterdrückt.“

Wie viele Jugendliche ging Donya gerne tanzen, war oft draußen und machte viel Blödsinn. Das war die fröhliche Seite dieser Zeit, die sie mit Freunden verbringen durfte. Jedoch gab es auch eine Schattenseite. Es musste eisern gespart werden und die Mutter war auf Donyas Unterstützung für die Familie angewiesen. Zugunsten ihrer jüngeren Schwester verzichtete Donya auf ein Studium.

Auch heute sieht sie es als selbstverständlich an, dass sie als Ältere zurücktrat. Nachdem Donya 1956 die Abendschule beendet hatte, begann sie eine Berufsausbildung als Qualitätskontrolleurin in einer Stahlrohrfabrik in Nikopol. Später blieb sie bei diesem Beruf.

Donya entdeckte das Singen als ein für sie wichtiges Hobby, das bis heute Teil ihres Lebens ist

Mit 24 Jahren lernte Donya beim Tanzen ihren zukünftigen Mann kennen. Die Erinnerung an ihn lässt ihre Augen leuchten. Oft trafen sich die beiden miteinander, doch ohne sich näherzukommen. Sexuelle Verhältnisse vor der Hochzeit galten zu jener Zeit als Schande. Am 11. April 1961 heiratete das Paar. Sie bekamen zwei Töchter, die 1962 und 1966 geboren wurden.

Die Jahre verstrichen. Zu Beginn der 1980er-Jahre veränderte sich Donyas Leben. Weil ihre Arbeit in der Fabrik als gesundheitsschädlich galt, musste sie 1981, schon mit 45 Jahren, in Rente gehen. Die fehlenden Einkünfte konnte sie mit einer Anstellung als Verpackerin in einem Lebensmittelgeschäft ausgleichen. Sie war sehr dankbar, dies tun zu dürfen, denn es herrschten Warenmangel und Lebensmittelknappheit.

Plötzlich jedoch, 1982, starb Donyas Mann im Alter von nur 49 Jahren. Von heute auf morgen kümmerte sich Donya allein um zwei Kinder. Es war eine traurige Zeit. „Ich konnte den Tod meines Mannes nie wirklich verkraften“, gesteht sie sich heute ein. „Ich bin dieser ersten Liebe treu geblieben.“

EMIGRATION NACH DEUTSCHLAND

In den 1990er-Jahren arbeitete eine Tochter Donyas bereits als Lehrerin. Obwohl sie alle zusammenhielten, herrschte in der Familie Armut. Sie spürten die negativen Auswirkungen der Perestroika-Politik. Diese sollte das System modernisieren, brachte aber die ohnehin angeschlagene sowjetische Wirtschaft zum Kollaps (vgl. Schröder; Kluge). Im Jahr 1998 starb Donyas Mutter. Donya beantragte 1999 Ausreisepapiere und reiste im Jahr 2000 mit ihrer älteren Schwester, ihren Kindern und ihrem Enkelkind nach Deutschland aus.

Dort begann für sie alle ein neues Leben. Die damals 64-jährige Donya hat jedoch nie Deutsch gelernt, zu beschäftigt war sie mit der Pflege ihrer älteren Schwester und dem Haushalt der Familie. Heute ist Donya dankbar,

– Wie denken Sie über die heutige politische Situation?

– Eine sehr schwierige Situation. Sie macht mir Angst. Gott bewahre, dass es noch einmal in dieselbe Richtung läuft wie schon einmal. Ich hoffe darauf, dass wieder Vernunft einkehrt, und die Menschen auf solche Politiker hören, die gegen den Krieg sind. Und nicht auf diejenigen, die Hass zwischen verschiedenen Volksgruppen säen.

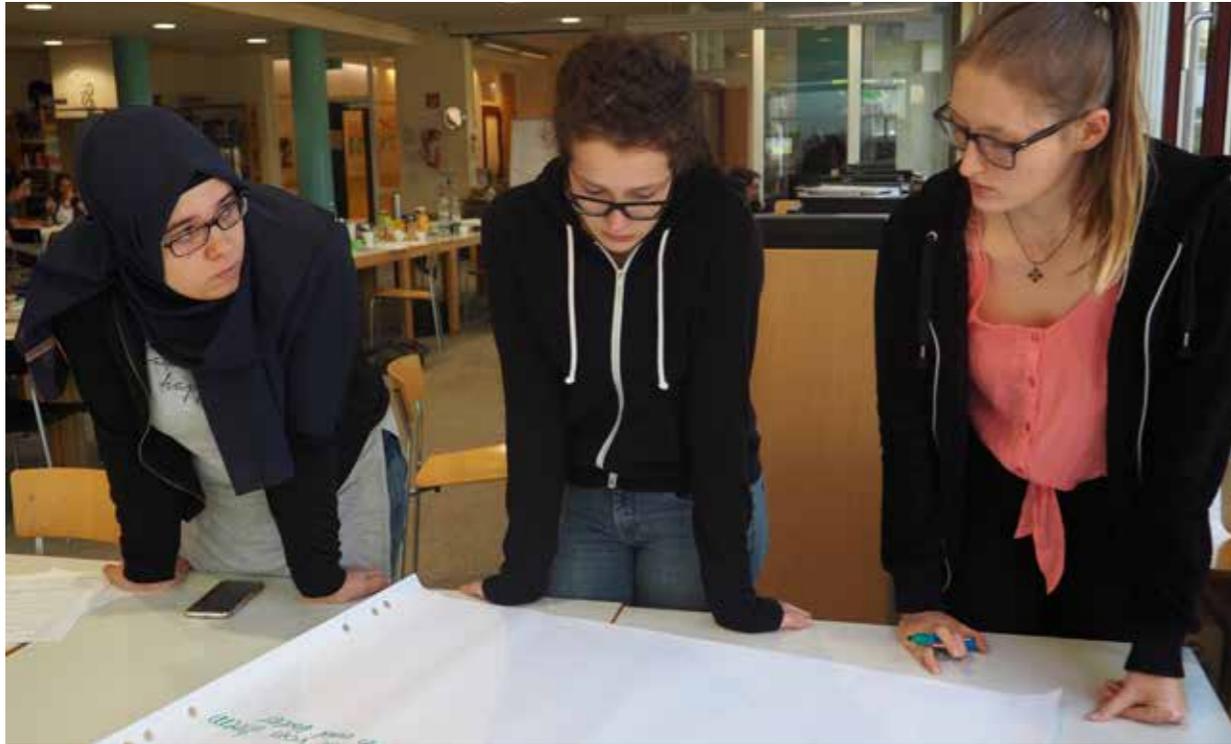
Insbesondere zum Krieg in Syrien: Es ist doch schrecklich, was da passiert. Ich weiß aus eigener Erfahrung, was eine Bombardierung ist. Ich kann mir vorstellen, wie es diesen Kindern geht, die wir auf den Fernsehbildschirmen sehen. Ich bete, dass dieser Wahnsinn so schnell wie möglich endet.

vom deutschen Staat aufgenommen worden zu sein und unterstützt zu werden, obwohl sie selber nun nicht mehr arbeiten kann. Sie vertraut ihren Kindern sehr, die sie im Alltag unterstützen. Inzwischen ist Donya Urgroßmutter geworden.



Auch in ihrem hohen Alter verfolgt Donya das Geschehen in der Welt. Verfolgung, Flucht und Krieg sind ihr vertraute Themen. „Ich weiß aus eigener Erfahrung, was eine Bombardierung ist“, sagt sie. Ihre Sorge gilt dabei weniger sich selbst, als den jüngeren Generationen.

Die Fluchtbewegung nach Europa in den Jahren 2015 und 2016 erinnert sie an ihre eigene Situation in Dagestan, als die Einheimischen für Menschen in einer Notsituation Platz machten. Nur diesmal befindet sich Donya auf der anderen Seite des Geschehens.



Selbst nicht religiös, akzeptiert sie alle Religionen und Nationalitäten und hat Verständnis für Menschen, welche ihren Glauben vertreten. Doch sie hat absolut kein Verständnis für rechtsradikale Parteien. Zu sehr spiegeln deren Positionen die Gefahren des Antisemitismus wieder.

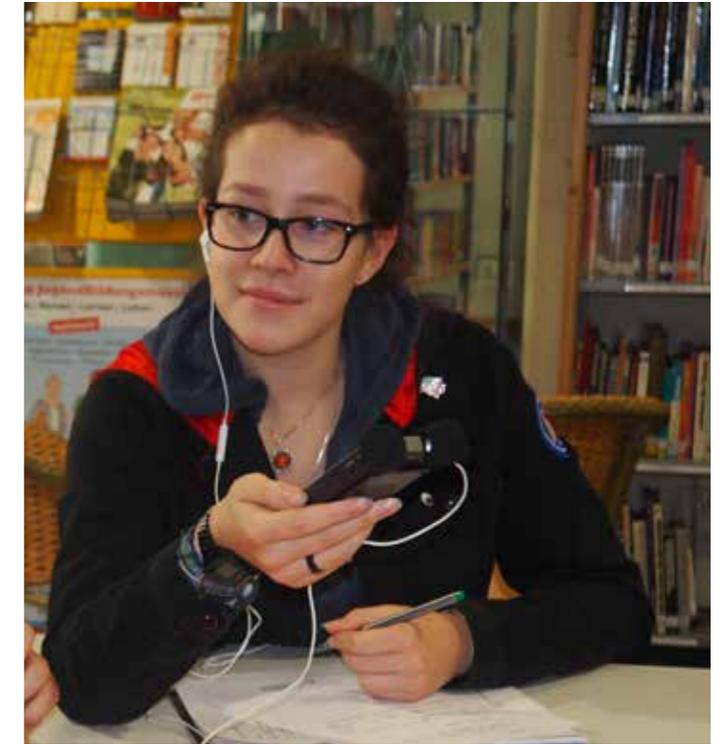
Donya singt im Chor der Kölner Synagogengemeinde und reist gerne. Zu Hause schaut sie gerne aus dem Fenster und betrachtet die Kinder, die unten auf der Straße spielen: „Da hat sich nicht viel geändert.“ Ob Kriegszeit, Nachkriegszeit oder eine Zeit ohne Krieg, Kinder finden immer ihren Weg, Kinder zu sein und

sich weiterzuentwickeln. „Im Lauf des Lebens wird man euch oft Ratschläge geben. Ihr müsst alle hören, aber nicht alles machen. Die Entscheidung liegt bei euch“, sagt Donya Pentetska, in Form eines Lebensmottos, das sie an junge Menschen weitergeben möchte. Und lächelt ihr wunderbar offenes Lächeln.

Die Interviews führten Alina Grap, Sümeyye Savaş und Sophie Stroh.



Bild: Ralf Jesse



Donya ist so stark und doch so zerbrechlich. Sie ist so herzlich, ein wahrhaftig lieber Mensch. Ihr Ehering hat mich am meisten beeindruckt. Sie trägt diesen, obwohl sie schon vor einigen Jahren ihren Mann verloren hat. Ein Zeichen der wahren Liebe. Sie möchte ihm für alle Zeit treu sein und möchte keinen anderen als ihren Geliebten bei sich haben. Das Lächeln auf den Lippen wenn sie von ihm spricht. Faszinierend.

Sophie Stroh

BEGEGNUNGEN

Nachdem
ich mir
Allas Lebensgeschichte
angehört hatte,
wurde mir
etwas klar.
Mir, uns
überhaupt in Deutschland
geht es
sehr gut.

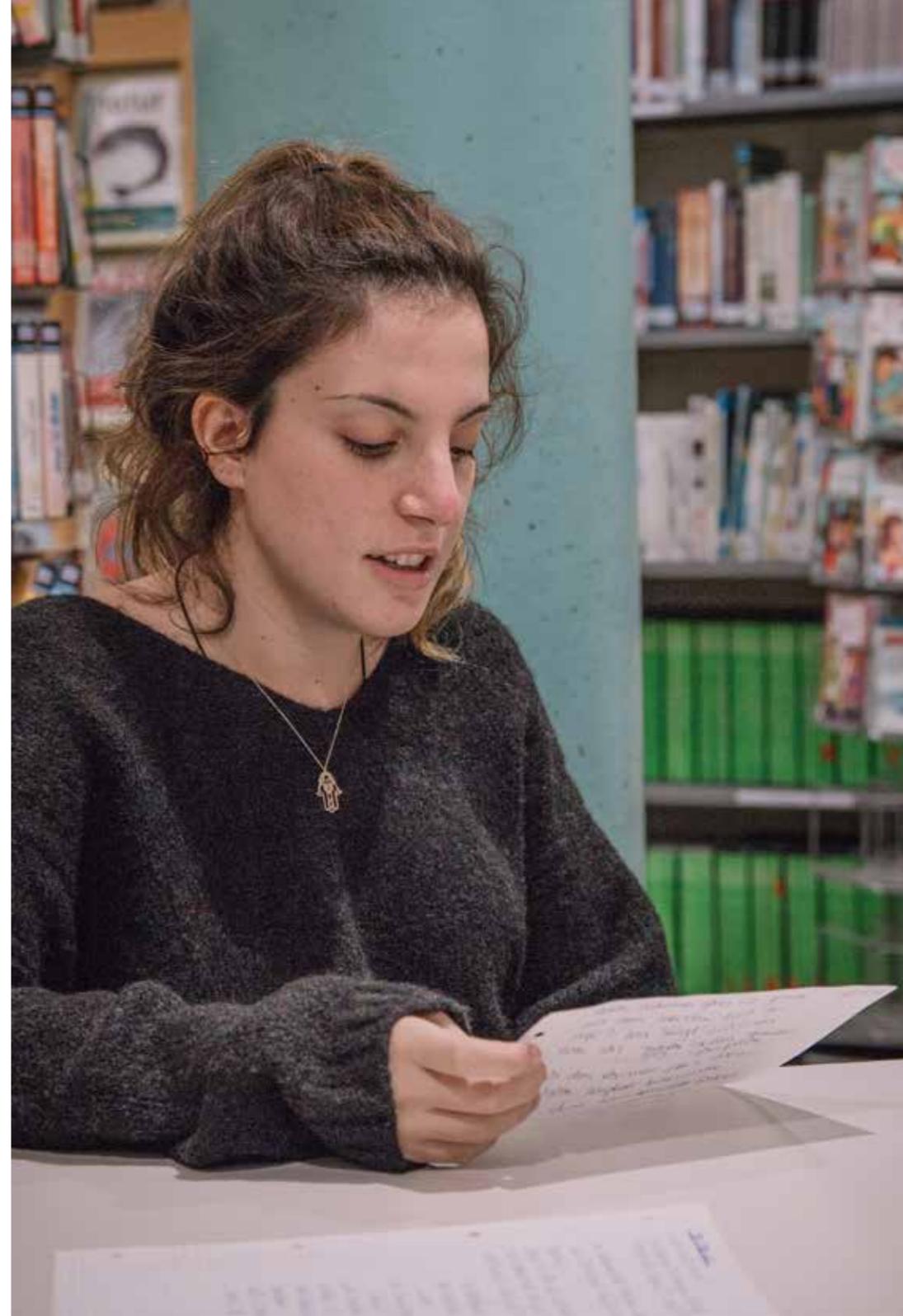
Wir
sind so
vom materiellen Besitz
geprägt und
wollen immer mehr.
Obwohl
woanders das Leben
grausam ist.

Kübra Akmantemiz, Schülerin



Der Tod von Herrn Finkelgruens Mutter
hat mich erfasst.
Emotional? Ja...
Einige Tränen hatte ich im Auge.
Nun schaue, ...
Wenn es um den Tod geht,
mir jedes Wort fehlt.

Carina Gramer, Schülerin





Jede Zeit
hat ihre eigenen
Besonderheiten,
ABER die Menschen
bleiben
dennoch bei ihren
Gedanken
und Gefühlen.

Es gibt Unterschiede,
doch wir alle fühlen
und denken meist
ähnlicher,
als wir vermutet hätten.

Sümeyye Savaş, Schülerin

BEGEGNUNGEN

Eine intensive Begegnung von
Generationen – und Kulturen.
Eine Widerspiegelung der
von mir als positiv erlebten
Gesellschaft heute in Offenheit,
Angstfreiheit, Neugierde.

Peter Finkelgruen, Überlebender



Bild: Timo Vogt; ebenso die Bilder auf den Seiten 129 und 133

LEBEN

Unsere Generation.
Auf der Welt ist viel geschehen.
Wir, aus unserer Generation,
hören die Geschichten,
sehen die Angst und den Mut.
Was wir mit dem Wissen tun?
Das liegt bei uns...
Wir bestimmen
über unser Schicksal,
denn die Möglichkeit liegt
in unseren Händen!

Sarah Mfuende, Schülerin

Wenn man an das Leben denkt,
fällt einem sehr viel ein.
Das Leben ist
geheimnisvoll, mystisch,
unberechenbar zugleich.
Deswegen sei bereit
als Spielfigur der Zeit.
Das Leben ist einmalig!

Lynn Tsui, Schülerin



Donya setzt eine große Priorität auf das Fragen. Egal worum es geht, ob historisch, politisch oder privat. Man soll es immer tun, auch wenn man sich dabei unbehaglich fühlt. Sonst entwickle man sich nicht weiter und es sei irgendwann zu spät. Daraufhin ist mir mein Opa eingefallen, der die ersten zehn Jahre seines Lebens im Krieg verbracht hat. Leider habe ich ihn nur zwei- oder dreimal fragen können, bevor er gestorben ist. Aufgrund meines Alters fehlten mir das Verständnis und Interesse für seine Kriegsgeschichten und ich bereue es, nicht mehr gefragt zu haben.

Alina Grap, Schülerin

FRAGEN

Fragt heute!

Wer fragt, kann dumm sein für fünf Minuten.

*Wer nicht fragt, kann dumm sein das ganze Leben.**

Jetzt können die Zeitzeugen antworten.

Später kann es zu spät sein.

Dann bleiben alle Fragen offen.

Fragt heute, nicht morgen.

Weil: Das kann entscheidend sein fürs ganze Leben.

**nach Konfuzius*

Tamar Dreifuss, Überlebende

Dieses Projekt ist wichtig und nützlich für künftige Generationen.

Damit diese schrecklichen Ereignisse in ihrem Leben sich nicht wiederholen.

Fragt, bevor es zu spät wird und solange es jemanden gibt, den ihr fragen könnt.

Gebt es auch an andere Generationen weiter, damit nicht nur unsere Kinder, sondern auch unsere Enkelkinder diesen Schrecken nicht erleben müssen.

Fragt und lasst dies nicht für morgen.

Ich bereue es manchmal heute, dass ich meine Mutter und meine Schwester nicht genug gefragt habe.

Donya Pentetska, Überlebende



FRAGEN

Fragt, denn es ist wichtig. Dazu gehören kritisches Denken und die eigene Meinung zu vertreten, denn ohne Fragen gibt es keine Antworten.

Michaela Elstner, Schülerin



Fragen ist wichtig, denn es stillt den durstenden Geist und ist ein Zugang zu Wissen und Weisheit.

Sümeyye Savaş, Schülerin

MITWIRKENDE



KÜBRA AKMANTEMIZ

Ich heiße Kübra Akmantemiz und bin 18 Jahre alt. Als Schülerin mit Migrationshintergrund hat mich dieses Projekt besonders begeistert, da ich mich sehr für die Geschichten und Lebenserfahrungen der Zeitzeugen interessiere. Darauf basierend nehme ich nun mit, wie ich eine Biografie schreiben kann, und wann ich besser offen oder vorsichtig frage. Meine Leistungskurse sind die Fächer Englisch und Geschichte.



ELISABETH AMLING

Nach dem Abitur 1981 studierte ich Geschichte und Religion in Köln und Bonn für das Lehramt Sekundarstufe II. Am meisten interessierte mich die Sozialgeschichte. Nach einigen Arbeitsjahren in historischen Projekten und dem Referendariat in Köln kam ich an die neu gegründete Gesamtschule der Stadt Bergheim. Mir ist es wichtig, Geschichte lebendig zu vermitteln. Deshalb lege ich großen Wert auf außerschulische Kontakte, u.a. zum Zeitzeugencafé des Bundesverbands Information & Beratung für NS-Verfolgte e.V.



ANGELIKA CALMEZ

Bevor ich verschiedene Schreibprojekte realisiert habe, arbeitete ich als freie Hörfunk-Journalistin mit den Schwerpunkten historisch-politische Bildung und Asyl. Ich habe in Berlin und Paris Ethnologie und Afrikanistik studiert und ein Aufbaustudium in Journalistik absolviert. In Köln engagiere ich mich ehrenamtlich für Geflüchtete. Mit Biografiearbeit beschäftige ich mich seit meiner Fortbildung zur Leiterin für Literarische Werkstätten und Poesie- und Bibliothherapie.



TATIANA DETTMER

In meiner Heimat, der Ukraine, studierte ich Anglistik und arbeitete anschließend in verschiedenen Projekten. Seit 2008 lebe ich in Deutschland. Ich studiere Geschichte mit Schwerpunkt Osteuropäische Geschichte an der Universität zu Köln und arbeite als Projektkoordinatorin für den Bundesverband Information & Beratung für NS-Verfolgte e.V. Zudem engagiere ich mich ehrenamtlich für verschiedene Initiativen, die die Erinnerung an den Holocaust in Osteuropa bewahren.



MICHAELA ELSTNER

Ich heiße Michaela Faye Elstner und bin 19 Jahre alt. Meine Leistungskurse sind Deutsch und Englisch. Ich habe dieses Projekt gewählt, da ich mich sehr für die Geschichten der Zeitzeugen und deren Schicksale interessiere. Dieses Projekt bietet mir die einmalige Chance, mit Zeitzeugen so nah in Kontakt zu treten.



MOHAMMAD F.

Ich bin Mohammad. Ich bin 23 Jahre alt. Ich komme aus Myanmar. Ich interessiere mich für dieses Projekt, weil die Generation meiner Eltern in meiner Heimat ein sehr schweres Leben hatte. Sie und ihre Kinder konnten nicht zur Schule gehen, weil sie Rohingya sind. Ich möchte, dass die Menschen in Deutschland erfahren, was in meiner Heimat passiert. Auch die Situation der Flüchtlinge in Bangladesch ist schlimm.



QUSAI KH.

Ich komme aus Syrien und bin 28 Jahre alt. Ich fand den Titel des Projekts interessant und mir gefiel die kollektive Arbeitsweise. Das hat mich dazu bewegt, ein Teilnehmer zu werden. Ich erhoffe mir neue Freunde, gemeinsam Spaß zu haben, und meine Sprache weiter zu entwickeln. Aber vor allem möchte ich weitergeben, welches Leid ich überstanden habe, und dass die Menschen in meinem Land dies noch immer erleiden.



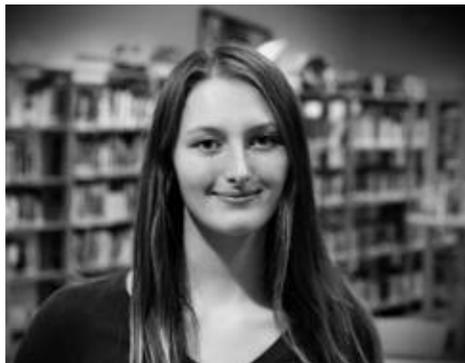
CARINA GRAMER

Mein Name ist Carina Gramer und ich bin 18 Jahre alt. Ich habe das Zeitzeugenprojekt gewählt, da unsere Geschichtslehrerin Frau Amling uns davon erzählt hat. Da meine Leistungskurse Englisch und Geschichte sind, dachte ich, dieses Projekt könnte mir helfen. Ich hoffe sehr, dass die, die unser Buch lesen, die Geschichten der Überlebenden genauso spannend finden wie wir und in Erinnerung behalten, wie grausam ein Krieg sein kann.



SOWMAR KREKER

Ich bin jetzt 30 Jahre alt. Ich komme aus Syrien, aus einem winzigen Dorf bei Damaskus namens Jumraia. Ich studiere Sozialwissenschaften, aber ich würde auch gerne Dokumentarfilme drehen. Zurzeit arbeite ich als Freiwilliger auf der Insel Lesbos. Ich versuche, ein Team für verschiedene Projekte mit Geflüchteten aufzubauen. Ich möchte den Einheimischen zeigen, wer wir sind, woher wir kommen und warum wir hier sind. Damit sie uns verstehen. Deswegen habe ich auch an diesem Projekt teilgenommen.



ALINA GRAP

Ich bin Alina Grap, 19 Jahre alt. Das Projekt der Biografiewerkstatt hat mein Interesse an Geschichte im Allgemeinen und an den individuellen Schicksalen der NS-Überlebenden nicht enttäuscht. Ich nehme neue Perspektiven und viel Stoff zum Nachdenken mit. Ich wünsche mir, dass auch die Zeitzeugen von der Begegnung profitieren. In der Schule sind Deutsch und Englisch meine LK-Fächer.



ROSA KRIEGEL

Ich heiße Rosa Kriegel und bin 19 Jahre alt. Nächstes Jahr werde ich (hoffentlich) Abitur machen. Ich lebe mit meiner Mama und meinen Brüdern in Fliesteden und bin ein absoluter Familienmensch. Ich habe das Projekt gewählt, da ich den Geschichten meiner Großeltern immer so gerne zuhöre, und ich es ungemein wichtig finde, das Geschehene zu bewahren.



PATRICIA LANGFELD

Ich habe Drama in den Niederlanden studiert und arbeite freiberuflich als Spiel- und Theaterpädagogin, leite Theaterprojekte, mache Spielangebote für junge Geflüchtete und stehe auch gerne selbst als Sängerin oder Leserin auf der Bühne. Durch das Projekt hatte ich die Gelegenheit, besondere Menschen kennenzulernen. Das große Engagement der Zeitzeugen hat mich sehr beeindruckt.



SARAH MFUENDE

Ich heiße Sarah Mfuende und bin 18 Jahre alt. Meine Leistungskurse sind Englisch und Geschichte. Ich habe dieses Projekt gewählt, um zu erfahren, was die Menschen geprägt hat, und vor allem wie es sie geprägt hat. Jede Generation hat ihre eigene Geschichte, ihre eigenen Perspektive auf das Geschehen.



AYLIN ÖZBUCAK

Ich bin 18 Jahre alt. Meine Leistungskurse sind Deutsch und Englisch. In meiner Freizeit zeichne ich gerne und schreibe Geschichten. Mit Zeitzeugen über ihre Erfahrungen während einer für sie so gefährlichen Zeit sprechen zu können, fasziniert mich. Ich entschied mich für das Projekt, da das persönliche Gespräch mit einem Holocaust-Überlebenden ganz andere, wichtige und tiefere Eindrücke von der Zeit bringt, über die wir im Unterricht so viel lesen. Diese Gelegenheit wollte ich mir einfach nicht entgehen lassen.



SÜMEYYE SAVAŞ

Ich bin 18 Jahre alt. Deutsch und Geschichte sind meine LKs. In diesem Projekt hoffe ich, mehr Verständnis, Kritikfähigkeit und Reflexion zu lernen. Die Freiheit, in der wir heute leben, ist keine Selbstverständlichkeit. Jeder möchte frei, mutig und glücklich sein. Dafür brauchen wir Empathie. Sie bildet auch unsere Brücke, die Zeitzeugen zu verstehen. In meiner Freizeit lese ich gerne. Jede Geschichte ist lesenswert, wenn sie authentisch ist. Indem wir mutig unsere Geschichte teilen, werden wir zu sozialen und mitfühlenden Menschen.



LISA STEINHOFF

Ich bin 20 Jahre alt. Für das Projekt habe ich mich entschieden, um Zeitzeugen persönlich kennenzulernen. Ich habe schon viel von meiner Urgroßmutter und meiner Großmutter gehört. Deshalb war ich besonders gespannt auf weitere Erfahrungen während dieser besonderen Zeit. Da meine LK-Fächer Englisch und Erdkunde sind, fand ich das Zeitzeugenprojekt abwechslungsreich und interessant. Ich bin froh, der nächsten Generation die persönlichen Erfahrungen von Betroffenen der NS-Verfolgung weitergeben zu können.



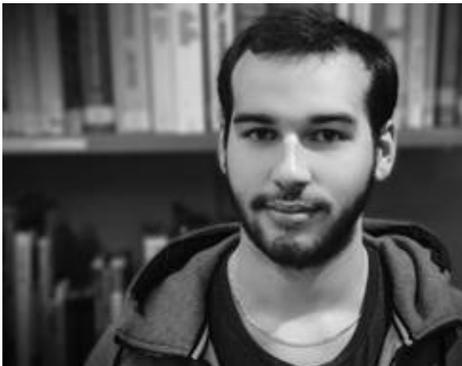
SOPHIE STROH

Ich heiße Sophie-Helene Stroh. Ich bin 18 Jahre alt und im Kinder- und Jugendverband SJD-Die Falken aktiv, wo ich mich schon lange mit dem Begriff der NS-Zeit und der Verfolgung, die daraus resultierte, auseinandersetze. Darauf beruhen meine Arbeit für MigrantInnen, mein politisches Engagement gegen Rassismus und Abschiebungen, und mein besonderes Interesse am Thema der NS-Verfolgung. Aus dem Projekt nehme ich berührende Geschichten, Interviewerfahrung und Kritikfähigkeit mit.



LYNN TSUI

Ich bin 18 Jahre alt und interessiere mich sehr für die Geschichten, die in jeder Person stecken. Beim Zeitzeugenprojekt komme ich mit Menschen zusammen, die etwas zu erzählen haben. Mir geht es nicht nur um das Traurige in ihrem Leben. Viel mehr interessiert mich, warum sie zu den Menschen geworden sind, die in diesem Moment vor mir sitzen. Sie erzählen mutig ihre Geschichte und sind dabei so ehrlich, nichts von sich zu verstecken. Ich möchte auch in Zukunft meine Geschichte den Jüngeren erzählen!



MARLON ZIMMERMANN

Ich bin 19 Jahre alt. In meiner Freizeit mache ich gerne Sport und interessiere mich für Geschichte und Politik. Daher habe ich Deutsch und Geschichte als Leistungskurse gewählt. Ich habe mich einerseits für das Zeitzeugenprojekt entschieden, um mehr von der NS-Geschichte zu erfahren. Andererseits ist es mir wichtig, dass die Erfahrungen von Flucht und Migration nicht in Vergessenheit geraten.



Bild: Ralf Jesse. Porträts Seiten 134 bis 140: Timo Vogt, außer Rosa, Mohammad (privat), Qusai (privat) und Sowmar (Ralf Jesse)

HINTER DEN KULISSEN DER BIOGRAFIEWERKSTATT

Tatiana Dettmer koordinierte das Projekt für den Bundesverband Information & Beratung für NS-Verfolgte e.V. Zudem dolmetschte sie in einigen Interviews mit russischsprachigen Überlebenden. Elisabeth Amling war als Geschichtslehrerin an der Gesamtschule Bergheim für die Umsetzung des Projekts dort verantwortlich. Sie unterstützte und begleitete den Projektunterricht als Pädagogin. Die Interview- und Schreibphase wurde von Angelika Calmez journalistisch betreut. Sie leitete auch die kreativen Schreibeinheiten. Tatiana Dettmer und Elisabeth Amling betreuten das Projekt in allen Phasen als Historikerinnen. Sie erarbeiteten mit den Jugendlichen den historischen Kontext der Interviews und unterstützten die Auswertung der Gespräche, Recherchen und Textarbeiten aus historischer Sicht. Patricia Langfeld begleitete das Projekt mit szenischen Einheiten.

Sie gestaltete die ersten Begegnungstreffen mit und leitete die Probenphase für die szenischen Lesungen, bei denen sie Regie führte. Die Bühnenfassung der Texte stammt ebenfalls aus ihrer Feder.

Die psychologische Begleitung des Projekts übernahm der Psychotherapeut Michael Teupen. Er war bei

den Gesprächen mit NS-Überlebenden anwesend und stand den Teilnehmenden zur Seite.

Das Projektkonzept wurde von Angelika Calmez unter Mitwirkung von Patricia Langfeld für den Bundesverband Information & Beratung für NS-Verfolgte e.V. entwickelt. Die Mitarbeiterin des Bundesverbandes Svetlana Fourer erweiterte es um den Aspekt der Flucht und Migration heute.

SCHLUSSBEMERKUNG

Die biografischen Texte und Interviewpassagen beruhen auf den persönlichen Erinnerungen der Interviewgeberinnen und -geber. Die Biografien der Holocaust-Überlebenden wurden unter größtmöglicher Sorgfalt bei der Wiedergabe der Interviews und bei den zusätzlichen Recherchen erarbeitet. Dieses Buch erhebt aber keinen Anspruch auf historische Fehlerlosigkeit, auf die Richtigkeit aller enthaltenen Informationen und auf Vollständigkeit.

DANK

Der Bundesverband Information & Beratung für NS-Verfolgte e.V. dankt Elisabeth Amling sowie allen Überlebenden und allen Geflüchteten, die an dem Projekt teilgenommen haben.

Unser Team dankt:

Hussam Al Zaher, Alexandra Bergedick, Henrike Doerr, Svetlana Fourer, Ralf Jesse, Tanja Heppekausen, Eva Hoffmann, Katja Hoffmann, Zagdip Kumar Ghosh, Mariama Martha M'Baye, Iuliia Mikhiienko, Geena Megan Moore, Waleria Radziejowska-Hahn, Nadja Simon, Brigitte Stamm, Michael Teupen, Seval Turan, Birte Vogel, Timo Vogt, Katja Walesch, Renate Weissfloch, Derya Zeyrek, Thomas Zitzmann sowie dem Arbeitskreis West der Deutschsprachigen Gesellschaft für Poesie- und Bibliothérapie, kreatives Schreiben und Biographiearbeit e.V. und dem Förderverein der Gesamtschule Bergheim

LITERATURVERZEICHNIS

- Arad, Yitzhak. „The Holocaust in the Soviet Union“. University of Nebraska Press, Lincoln and Yad Vashem, Jerusalem, 2009.
- Armbrüster, Georg und Hochstadt, Steve. „Exil der kleinen Leute“. Jüdische Allgemeine. 16.08.2007. <http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/4264>. Abgerufen am 23.04.2018.
- Belkin, Dmitrij. „Jüdische Kontingentflüchtlinge und Russlanddeutsche“. *Kurdossiers Zuwanderung, Flucht und Asyl*. Bundeszentrale für politische Bildung. 13.7.2017. <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/kurzdossiers/252561/juedische-kontingentfluechtlinge-und-russlanddeutsche?p=all>. Abgerufen am 22.04.2018.
- Benz, Wolfgang. „Ghettos in Osteuropa – Definitionen, Strukturen, Funktionen“. *Dossier Geheimsache Ghettofilm*. Bundeszentrale für politische Bildung. 08.05.2013. <http://www.bpb.de/geschichte/nationalsozialismus/geheimsache-ghettofilm/141448/ghettos-in-osteuropa?p=all>. Abgerufen am 21.04.2018.
- Blume, Dorlis und Wichmann, Manfred. „Chronik 1943.“ *Zeitstrahl. Lemo – Lebendiges Museum Online*. Stiftung Deutsches Historisches Museum. 06.01.2015. <https://www.dhm.de/lemo/jahreschronik/chronik-1943.html>. Abgerufen am 22.04.2018.
- Bock, Katrin. „Der ‚Siegreiche Februar‘ 1948“. *Radio Praha auf Deutsch. Czech Radio*. 15.02.2003. <http://www.radio.cz/de/rubrik/geschichte/der-siegreiche-februar-1948>. Abgerufen am 24.04.2018.
- „Borisov, Belarus“. *Encyclopedia Judaica. The Virtual Jewish History Tour – Belarus*. <http://www.jewishvirtuallibrary.org/borisov>. Abgerufen am 07.06.2018.
- „Die Kommunalkas: Platz ist auf engstem Raum“. *Heute im Osten – Wir und der Osten Europas*. Mitteldeutscher Rundfunk. <https://www.mdr.de/heute-im-osten/moskau-kommunalka-gemeinschaftswohnung-russland-100.html>. Abgerufen am 22.04.2018.
- „Displaced Person“. Duden Online-Wörterbuch. https://www.duden.de/rechtschreibung/Displaced_Person. Abgerufen am 21.04.2018.
- Fuhrig, Dirk. „Als die Deutschen in Marseille wüteten“. *Fazit/Archiv. Deutschlandfunk Kultur*. 22.01.2013. http://www.deutschlandfunkkultur.de/als-die-deutschen-in-marseille-wueteten.1013.de.html?dram:article_id=234964. Abgerufen am 21.04.2018.
- "Geschichte". *Region Borissow*. Borisov Regional Executive Committee. <http://borisov.minsk-region.by/ru/region/istoria>. Titel mit Google ins Deutsche übersetzt. Abgerufen am 22.04.2018.
- Grigorian, A.T. „Ioffe, Abram Fedorovich.“ Complete Dictionary of Scientific Biography. *encyclopedia.com* <https://www.encyclopedia.com/science/dictionaries-thesauruses-pictures-and-press-releases/ioffe-abram-fedorovich>. Abgerufen am 07.06.2018.
- Hochstadt, Steve und Lohfeld, Wiebke. „Die Emigration jüdischer Deutscher und Österreicher nach Shanghai als Verfolgte im Nationalsozialismus“. *exil-archiv.de*. <http://www.exil-archiv.de/grafik/themen/exilstationen/shanghai.pdf>. Abgerufen am 23.04.2018.
- Jünke, Christoph. „Die ‚Große Säuberung‘ als Schädelstätte des Sozialismus“. *Lernen aus der Geschichte*. Agentur für Bildung - Geschichte, Politik und Medien. 28.03.2017. <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/13509>. Abgerufen am 22.04.2018.
- Kant, Horst. „Abram Fedorovič Ioffe: Vater der sowjetischen Physik“. *Biografien hervorragender Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner*. Band 96. Teubner Verlag. Leipzig, 1989. Link zum Datensatz der Deutschen Nationalbibliothek: <http://d-nb.info/900311142>. Abgerufen am 22.04.2018.
- Kieras, Paul. „Starke Filmsequenzen. Harry Dreifuss berichtet in Siegburg von ‚55 Jahren in der neuen, alten Heimat Deutschland‘“. *Siegburg*. Bonner Generalanzeiger. 13.03.2015. <http://www.general-anzeiger-bonn.de/region/sieg-und-rhein/siegburg/Starke-Filmsequenzen-article1588422.html>. Abgerufen am 21.04.2018.
- Kluge, Janis. „Perestroika: Wirtschaft im Umbruch“. *Gnosen.dekoder.org*. 09.03.2016. <https://www.dekoder.org/de/gnose/perestroika-wirtschaft-im-umbruch>. Abgerufen am 22.04.2018.
- Lang, Heinke. „Die Massenmorde von Babi Jar 1941“. *Lemo – Lebendiges Museum Online*. Stiftung Deutsches Historisches Museum. 15.05.2015. <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/zweiter-weltkrieg/holocaust/babijar>. Abgerufen am 22.04.2018.
- Lempp, Eugen. „Das Ghetto in Wilna“. *Zukunft braucht Erinnerung. Das Online-Portal zu den historischen Themen unserer Zeit*. Arbeitskreis Zukunft braucht Erinnerung. 02.09.2012. <http://www.zukunft-braucht-erinnerung.de/das-ghetto-in-wilna/>. Abgerufen am 21.04.2018.
- „Leningrad, 19. Dezember 1943: Amerikanische und britische Flugzeuge verteidigten den Himmel über der Stadt“. *tass.ru*. 19.12.2013. Titel mit Google ins Deutsche übersetzt. <http://tass.ru/spb-news/843584>. Abgerufen am 22.04.2018.
- „Litauen. Unter der NS-Herrschaft ermordete Juden nach Land“. *Dossier: Gerettete Geschichten/Historisch-politische Karten*. Bundeszentrale für politische Bildung. https://www.bpb.de/fsd/centropa/ermordete_juden_nach_land.php. Abgerufen am 21.04.2018.
- „Litauische Geschichte bis 1941“. *Gedenkorte Europa 1939–45*. Studienkreis Deutscher Widerstand 1933 – 1945. http://www.gedenkorte-europa.eu/de_de/article-litauische-geschichte-bis-1941.html. Abgerufen am 24.04.2018.
- von Lüpke, Marc. „Wir werden alle wie die Fliegen verrecken“. *Spiegel Online*. 08.09.2016. <http://www.spiegel.de/einestages/blockade-von-leningrad-wir-werden-wie-die-fliegen-verrecken-a-1110634.html>. Abgerufen am 22.04.2018.
- „Nalchik“. The Encyclopedia of Jewish Life Before and During the Holocaust. Edited by Shmuel Spector and Geoffrey Wigoder. New York University Press, New York, Yad Vashem, Jerusalem, 2001.
- „Paneriai / Ponary“. *Gedenkorte Europa 1939–45*. Studienkreis Deutscher Widerstand 1933 – 1945. http://www.gedenkorte-europa.eu/de_de/paneriai.html. Abgerufen am 21.04.2018.
- Pasik, Yakov. „Stalindorf Jewish National Rayon“. Jewish agricultural colonies south of Ukraine and Crimea. *evkol.ucoz.com*. 2005. http://evkol.ucoz.com/stalindorf_en.htm. Abgerufen am 22.04.2018.
- Reinle, Dominik. „Versuchte Entführung von Kurt Lischka: Beate Klarsfeld jagte SS-Mann in Köln“. Westdeutscher Rundfunk. 22.03.2006. <https://www1.wdr.de/archiv/lischka100.html>. Abgerufen am 21.04.2018.

- Schnell, Felix. „Der Sinn der Gewalt: Der Ataman Volyneć und der Dauerpogrom von Gajsin im Russischen Bürgerkrieg (1919)“. *Studies in Contemporary History*. Online-Ausgabe 5 (2008), H.1, 2008: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/1-2008/id%3D4688>. Abgerufen am 22.04.2018.
- Schröder, Hans Henning. „Stagnation, Entspannung, Perestroika und Zerfall.“ *Dossier Russland*. Bundeszentrale für politische Bildung. 18.10.2010. <http://www.bpb.de/internationales/europa/russland/47922/stagnation-entspannung-perestroika-und-zerfall-1964-1991>. Abgerufen am 22.04.2018.
- Scriba, Arnulf. „Die Schlacht bei Kiew 1941“. *Lemo – Lebendiges Museum Online*. Stiftung Deutsches Historisches Museum. 19.05.2015. <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/der-zweite-weltkrieg/kriegsverlauf/schlacht-bei-kiew-1941.html>. Abgerufen am 22.04.2018.
- „NS-Regime: Ausgrenzung und Verfolgung der jüdischen Bevölkerung“. *Lemo – Lebendiges Museum Online*. Stiftung Deutsches Historisches Museum. 23.06.2015. <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/ns-regime/ausgrenzung-und-verfolgung.html>. Abgerufen am 21.4.2018.
- Winkel, Jürgen. „Malloth, Anton“. *ghetto-theresienstadt.info*. Kulturverein Schwarzer Hahn e.V. <http://www.ghetto-theresienstadt.info/pages/m/mallotha.htm>. Abgerufen am 23.04.2018.
- „Skovorodka Konstantin (1917 - 1945)“. *The Righteous Among The Nations*. Yad Vashem. <http://db.yadvashem.org/righteous/righteousName.html?language=en&itemId=4017515>. Abgerufen am 22.04.2018.
- Venger, A.G.: „Holokost na territorii Stalindorfskogo rayona Dnepropetrovskoj oblasti // 65-letiju velikoj pobedy: vzgljad iz XXI veka.“ Sb. Nauchnyh trudov NFI KemGU, Novokuzneck, 2010.
- Wulf, Dieter. „Letzte Zuflucht: Shanghai“. Deutschlandfunk Kultur. 02.02.2018. http://www.deutschlandfunkkultur.de/juden-im-nationalsozialismus-letzte-zuflucht-shanghai.1079.de.html?dram:article_id=409867. Abgerufen am 23.04.2018.
- Wünschmann, Kim. „Palästina als Zufluchtsort europäischer Juden“. *Dossier Gerettete Geschichten: Elf jüdische Familien im 20. Jhd.* Bundeszentrale für politische Bildung. 16.09.2014. <http://www.bpb.de/geschichte/nationalsozialismus/gerettete-geschichten/149158/palaestina-als-zufluchtsort-der-europaeischen-juden>. Abgerufen am 23.04.2018.
- WEITERFÜHRENDE LITERATUR**
- Baringhorst, Ulrich und Böhnke, Andrea. „Nationalsozialistische Rassenlehre“. *planet-wissen.de*. Westdeutscher Rundfunk. 30.11.2017. https://www.planet-wissen.de/geschichte/nationalsozialismus/nationalsozialistische_rassenlehre/pwiedienuernberggesetz100.html. Abgerufen am 24.04.2018.
- „Das Ende des Zweiten Weltkriegs in Europa“. *Collections*. The National Library of Israel. <http://web.nli.org.il/sites/NLI/English/collections/personalsites/Israel-Germany/Israel-Deutschland/Zweite-Weltkrieg/Pages/Ende-des-Zweiten-Weltkriegs.aspx>. Abgerufen am 21.04.2018.
- Das Gupta, Oliver. „Bis zu 20 Millionen Gefangene und Tote in 42.500 Lagern.“ *Süddeutsche Zeitung*. 03.03.2013. <http://www.sueddeutsche.de/politik/holocaust-studie-bis-zu-millionen-gefangene-und-tote-in-lagern-1.1614560>. Abgerufen am 24.04.2018.
- Dekel-Chen, J. L. „Farming the Red Land: Jewish Agricultural Colonization and Local Soviet Power, 1924-1941“. Yale University Press, 2005.
- „Deportationen 1940/41“. *Gedenkort Europa 1939-45*. Studienkreis Deutscher Widerstand 1933 – 1945. http://www.gedenkort-europa.eu/de_de/article-deportationen-1940-41.html. Abgerufen am 24.04.2018.
- „Die 68er-Bewegung“. *Dossier*. Bundeszentrale für politische Bildung. <http://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/68er-bewegung/>. Abgerufen am 24.04.2018.
- Dreifuss, Tamar, Lissner, Cordula und Stellmacher, Adrian. „Die wundersame Rettung der kleinen Tamar 1944: Ein jüdisches Mädchen überlebt den Holocaust in Osteuropa.“ Betrieb für Öffentlichkeit, Köln, 2009.
- Finkelgruen, Peter. „Erlkönigs Reich. Die Geschichte einer Täuschung.“ Rowohlt Verlag, 1999.
- Finkelgruen, Peter. „Haus Deutschland oder die Geschichte eines ungesühnten Mordes.“ Rowohlt Verlag, 1992.
- Finkelgruen, Peter und Seehaus, Getrud. „Opa und Oma hatten kein Fahrrad.“ Mit Illustrationen von Günter Kunert. Books on Demand, Norderstedt, 2007.
- „Gespräch mit Tamar und Harry Dreifuss“. Videos des Gesprächs. Heinrich Heine Universität, Düsseldorf. <https://medienlab.phil.hhu.de/item/gesprach-mit-tamar-und-harry-dreifuss/>. Abgerufen am 27.04.2018.
- „Harry Dreifuss“. Bundesverband Information und Beratung für NS-Verfolgte. <https://www.nsberatung.de/index.php/de/harry-dreifuss>. Abgerufen am 21.04.2018.
- „Kartoffelkäferpropaganda. Chronik. 30.06.1950.“ *60xdeutschland.de*. Rundfunk Berlin-Brandenburg. <http://www.60xdeutschland.de/kartoffelkaefer-propaganda>. Abgerufen am 23.04.2018.
- Kaufhold, Roland. „Keine Heimat. Nirgends. Von Shanghai über Prag und Israel nach Köln – Peter Finkelgruen wird 70...“ *hagalil.com – Jüdisches Leben online*. 05.03.2012. <http://www.hagalil.com/2012/03/finkelgruen-7/>. Abgerufen am 23.04.2018.
- Klein, Anne (Hg.). „Der Lischka-Prozess: eine jüdisch-französisch-deutsche Erinnerungsgeschichte; ein Bilderlesebuch“. Unter Mitarbeit von Judith Weißhaar (Hg.). Metropolis Verlag, Berlin, 2013.
- Navon-Dreyfuss, Judy C. „Jenny Dreifuss“. *geni.com*. 09.03.2015. <https://www.geni.com/people/Jenny-Dreifuss/6000000025767067846>. Abgerufen am 21.04.2018.
- Schapiro-Rosenzweig, Jetta. „Sag niemals, das ist dein letzter Weg: Flucht aus Ponar – Eine Mutter und ihre kleine Tochter kämpfen ums Überleben.“ Rhein-Mosel-Verlag, 2001. Originalausgabe auf Hebräisch in Israel erschienen. ©Beit Lohamei Haghetat. Übersetzung aus dem Jiddischen: Tamar Dreifuss.
- Schönebeck, Karla. „DP Lager Landsberg: Wartesaal im Land der Mörder“. *Landsberger Zeitgeschichte. Erinnern – Forschen – Dokumentieren*. Europäische Holocaustgedenkstätte Stiftung 2016. http://www.landsberger-zeitgeschichte.de/Geschichte/dplager/dp_lager.htm. Abgerufen am 21.04.2018.
- Scriba, Arnulf. „Der Zweite Weltkrieg: Kriegsverlauf“. *Lemo – Lebendiges Museum Online*. Stiftung Deutsches Historisches Museum. 15.08.2015. <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/der-zweite-weltkrieg/kriegsverlauf.html>. Abgerufen am 22.04.2018.

*Ein Lesebuch aus dem Projekt Biografiewerkstatt zum Thema
Migration und Flucht mit Jugendlichen und NS-Überlebenden*